Die

Republikaner.

Ein

historisches Drama in fünf Akten.

von

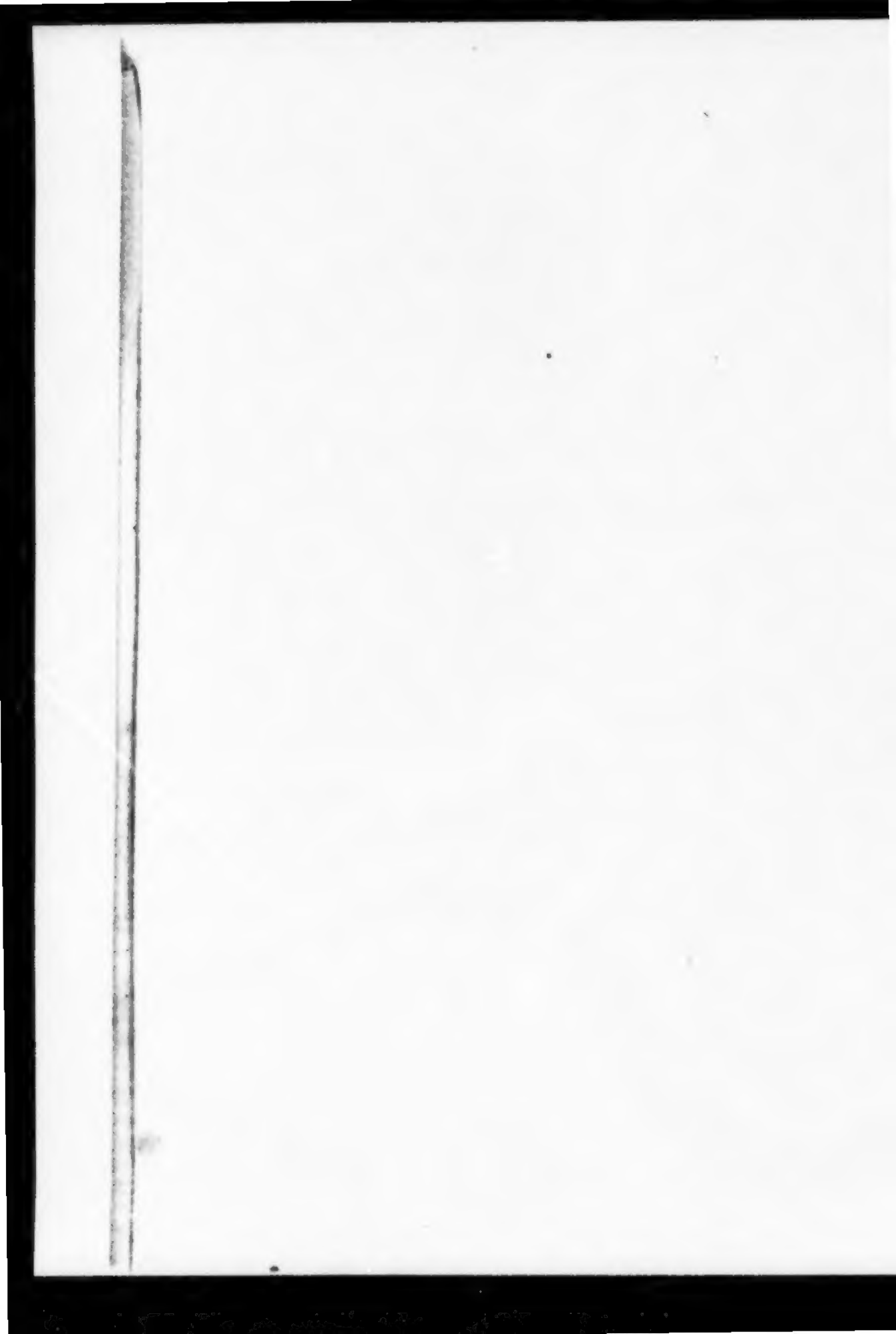
Julius Frobel.

Leipzig.
Verlag von J. J. Weber
1848.

BIBLIOTECA
REGLA

Die Republikaner.

Historisches Drama in fünf Acten.



Perſonen.

Karl der Dritte, Herzog von Savoyen.
Philipp, Graf von Genevois, ſein Bruder.
Johann, Baſtard von Savoyen, Biſchof von Genf.
Louis von Genrenod, Biſchof von Maurienne, Genfer Domherr.
Philibert Berthelier, Führer der republikaniſchen Partei in Genf.

Claude Vandel
Pierre Levrier
Beſançon Hugues
Pierre Montyon
} die vier Syndics von Genf.

Amé Levrier, Sohn des Syndic Levrier.

Dumolard
Gérard
Perrot
} Bürger vom Handwerkſtande von der republikaniſchen Partei.

Lacon
Ferner
Brandis
} Vornehme Genfer von der Partei des Herzogs von Savoyen.

Hans von Erlach, Geſandter von Bern.
Friedrich Marty, Geſandter von Freiburg.
Wernhard Rad, ein Zürcher.
Moritz Warmann, ein Walliſer.
Conſeil, Vitzthum des Biſchofs.
Frau Vandel, Gemahlin des Syndic Vandel.
Frau Berthelier, Gemahlin des Philibert Berthelier.
Emma Levrier, Tochter des Syndic Levrier.
Ein Page des Herzogs, ein Scharfrichter; Söldner, Bürger und Bürgerinnen.

Der Schauplatz iſt in Genf im Jahr 1519.

Erſter Act.

Scene: Landungsplatz am Quai des Genfer Sees, noch zur Stadt gehörig. Zur Seite links, in der Nähe des Waſſers, ein Wirthshaus, vor welchem ein großer Tiſch mit Bänken und Stühlen. Freier Blick über den See auf die ſavoyiſchen und walliſiſchen Gebirge. Vor der Treppe des Quai liegt eine Gondel mit einem Schiffer darin; rechts und links vor dem Quai liegen Boote, in welchen man einige Menſchen beſchäftigt ſieht.

Erſte Scene.

Frau Vandel, Frau Berthelier, Emma Leyrier. (Treten im Vordergrunde links auf.)

Emma.

Der Abend wird erquickend, und die Luft
Weht Kühlung aus den Bergen uns herab
Und kräuſelt ſanft des Sees Fläche: — kommt'

Und laßt die schöne Stunde uns genießen.
Es scheuche Dir des Abends heitrer Schein
Die trüben Wolken, Freundin, von der Stirn.

Frau Berthelier.

Verzeihet mir — ich kann nicht fröhlich sein! —
Es ist nicht möglich — die Gedanken liegen
Mir schwer wie Blei auf der gedrückten Seele.

Frau Vandel.

Du hängst zu sehr den düstern Bildern nach,
Die Deine eigne Phantasie Dir schafft.

Frau Berthelier.

Ihr wäret ungerecht mich schwach zu nennen,
Weil ich im Dunkel quälender Gedanken
Der Zukunft schaudervolles Angesicht
Zu unterscheiden glaube. — Nein! — so lang
Der Herzog seine Burg hier noch besitzt
Und sie beziehen darf mit seinem Troß, —
Werd' ich für Philibert nicht ruhig sein.

Frau Vandel.

Wir Alle theilen die Gefahr, mit der
Der Herzog und sein Anhang jeden Freund
Der Republik bedroht — und stets, so lang
Es Kämpfe geben wird für Recht und Freiheit,

Wird der Tyrannen und der Knechte Haß
Die Edlen treffen, die das Beß're wollen.
Doch soll es diesem Hasse nicht gelingen
Des Lebens Freudigkeit uns zu vernichten! —

Frau Berthelier.

O, wär' es Krieg — ein offner Waffenkampf —
Ich würde mich des tapfern Gatten freun. —
Hier aber gräbt im Dunkeln der Verrath
Der Edlen Grab, die sich dem Volke weihn,
Und in der Larve der Gerechtigkeit
Uebt man den Mord, wie ein geheiligt Amt.
So mußten jene armen Jungen sterben,
Die man in Pinerolo abgeschlachtet, —
Blonchet und Navis — und verstümmelt nur
Entrann der arme Bécolat dem Henker.

Frau Vandel.

Der Herzog hat dies Mittel aufgegeben;
Und jener gräuliche Proceß, begonnen
Um deinen edlen Gatten zu verderben,
Ist wirkungslos, seitdem die wahren Richter
Die hier zu sprechen haben — unsre Syndics —
Die Nichtigkeit erkannt und ausgesprochen.
Die Fürsten werden es nicht noch einmal
Versuchen, sich als höchster Richter hier,
Und selbst in eigner Sache, aufzuwerfen.

Frau Berthelier.

Ich fürcht', es war nur Vorſpiel, was geſchehn,
Uns einzuſchüchtern, und es naht die Zeit,
Wo man verſuchen wird, dem edlen Baum
Die Art zu legen an die edle Wurzel.

Emma (heftig).

Und käm' das Aeußerſte, ſo laßt uns denken:
Das Weib iſt glücklicher, das ſeinen Gatten
Als Helden auf dem Blutgerüſte ſieht
Für Freiheit und das Wohl des Volkes fallen,
Als das ihn feig die Fahne ſieht verlaſſen,
Und ein Verräther ſein an edlen Freunden
Und Allem, was den Edlen theuer iſt! —
Ihr wißt es, wie ich dieſen Jacon liebte,
Der jetzt mich ſchamroth macht durch den Verrath
An unſern Freunden und an unſrer Sache! —

Frau Vandel.

Beruhigt Euch! So ſtehn die Dinge nicht!
Der Bund mit Freiburg rettet unſre Rechte.

Zweite Scene.

Cl. Vandel und Marty zu den Vorigen.

Frau Vandel (Marty erkennend).

Herr Friedrich Marty! — Seid in Genf gegrüßt!
Ihr bringet mit Euch froher Hoffnung Troſt.

Zu unsrer Freundschaft für Euch selbst gesellt
Sich unser Dank für Euer gutes Amt.
So seid Ihr doppelt uns willkommen, Herr'

Marty.

Nur selten, werthe Frau, sind die Geschäfte
So sehr erfreulich wie mir dieses ist;
Und mein Gefühl für Eure edle Stadt
Ist allgemein im ganzen Volk von Freiburg:
Die Frauen selbst sind für den Bund begeistert.

Cl. Vandel.

Dann finden Eure edlen Bürgerinnen
In der Gesinnung ihre Schwestern hier.
Oft gingen unsre Frauen uns voran
Mit hoher Freiheitslieb' und schönem Muth.
Wir hatten viel zu dulden, und die Männer
Ermüdeten im ew'gen kleinen Kampf; —
Nicht selten schwand das große Ziel dem Blick,
Der auf des nächsten Schrittes Schwierigkeit
Mit steter Spannung hin sich richtete; —
Doch unsre Frauen hielten unverwandt
Die beßre Zukunft, die nun naht, im Auge.

Marty.

Das ist des Weibes schönes Vorrecht immer.
Wir Männer geben rechnend oft in's Kleine.

Und Zweck und Mittel, Kraft und Hinderniß
Bewegen ſchwankend unſres Denkens Wage —

El. Vandel.

Und weil mit dem Verſtand wir oftmals irren, —
Oft für unmöglich halten, was am Ende
Doch möglich iſt, bedürfen wir der Frauen,
Die ſtets das Edle für erreichbar halten.

Frau Vandel.

Begleitet Ihr uns, Herr, in unſer Haus?

Marty.

Ich folge jetzt Herrn Vandel in den Rath.
Von Bern iſt Hans von Erlach angelangt,
Der hier mein diplomatiſcher Gegner iſt.
Wir wollen ſehn, ob's möglich iſt, ihn noch
Für die vernünft'ge Anſicht zu gewinnen.

El. Vandel.

Ich bringe Euch, Ihr Frau'n, Herrn Marty mit,
Sobald wir die Geſchäfte abgethan.
Einſtweilen gönnt uns Euere Geſellſchaft
Auf unſrem Wege nach dem Rathhaus — doch
Ihr wollt zu Waſſer? — wir geleiten Euch

(Reicht den beiden jüngeren Damen, Marty der Frau Vandel die Hand. Während ſie nach dem Rande des Quai zur Landel gehen, treten im Vordergrunde von der Seite rechts auf:)

Dritte Scene.

Montyon und Jacon.

Montyon.

Ihr habt, Herr Jacon, weiſe Euch bedacht.
Ich freu' mich Euch den Unſern beizuzählen.

Jacon.

Laßt mich, Herr Syndic, Euch die Wahrheit ſagen:
Ob Herzogthum, ob Republik, das gilt
Mir gleich; nur lieb' ich einen Zuſtand nicht,
Der mit dem Volk zu ſehr gemein uns macht.
Wer möchte, der aus gutem Hauſe iſt
Und feine Form des Lebens weiß zu ſchätzen,
Ein Regiment von Peter, Hinz und Kunz?

Montyon

Ihr ſprecht mir, Junker Jacon, ganz nach Sinn,
Und dieſe Art, dem niedern Volk zu ſchmeicheln,
Mit ihm auf gleiche Linie ſich zu ſtellen,
Iſt, was an Berthelier und ſeinen Freunden,
Beſonders mir verhaßt iſt. Hielten ſie
Zu unſers Gleichen, wär's noch zu bedenken,
Ob wir dem Herzog könnten widerſtehn.

Jacon.

Nein! — Dieſer Freiheitsheld von Profeſſion —
Halb Philoſoph, halb Enthuſiaſt — vermöchte
Mir den Geſchmack am Leben zu verbittern. —

(Nachdem die Frauen abgefahren, kehren Gl. Vandel und Marty in Geſpräch langſam nach dem Vordergrunde zurück.)

Montvon (die wahrnehmend).

Wir ſind hier nicht allein.

Jacon.

Der Syndic Vandel
Mit einem Fremden —

Montvon (überraſcht).

Ha! wenn ich ihn recht
Erkenne, iſt's von Freiburg unſer Gegner.
Iſt der ſchon hier? — So denket die Partei
Der Eidgenöſſiſchen das Bündniß ſchnell
Dem Volke zur Entſcheidung vorzulegen! —
Es wäre ſchlimm, wenn ſie's zu machen wüßten,
Eh' noch der Herzog in die Stadt gelangt.

Jacon.

Die Stadt zu überraſchen iſt nicht leicht;
Denn viel Verkehr iſt zwiſchen Genf und Thonon,
Zu Land und Waſſer. Wird der Plan verrathen
So wird die Lage ziemlich ernſthaft werden.

Montvon.

Ich will mit Vandel ſprechen, um zu forſchen
Wie's mit den Plänen unſrer Gegner ſteht. —
Ich ſahe Brandis dort und Ferner kommen.
(Er deutet rechts hin.)
Ihr habt mit ihnen Mancherlei zu thun.
Sie ſind voll Eifer für den Herzog, doch
Leichtſinnig und geſchwätzig. Haltet drum
Des Herzogs Plan vor ihnen noch geheim.
(Geht Vandel und Marty entgegen, begrüßt ſie und geht mit ihnen im Mittelgrunde links ab, während vorn von der rechten Seite Brandis und Ferner auftreten.)

Vierte Scene.

Jacon. Brandis. Ferner.

Brandis.

Ei ſieh'! Freund Jacon!

Jacon.

Find' ich endlich Euch?

Ferner (in frivolem Tone)

Du ſuchteſt uns? Zu welchem Unternehmen
Bedarfſt du unſrer ſeltenen Talente?
Willſt du des alten Levrier ſpröde Tochter.

Dir auf dem Waſſer rauben? Sieh', dort treibt
(deutet nach dem See)
Sie in der leichten Gondel auf den Wellen.

Tacon (zu Brandis).

Er hat ein Falkenauge —

Brandis (trotzend).

Für die Mädchen.
In andern Dingen iſt er ziemlich blind.

Tacon.

Und g'rad für andre brauchen wir jetzt Augen.
Seid ernſthaft, Freunde; denn die Zeit iſt ernſt.
Wie iſt die Stimmung bei der Bürgerſchaft?

Ferner (frivol).

Die Stimmung? gut. Dafür hab' ich gewirkt.
Ich weiß ja, daß der herzogliche Hof
Sich unſer Graf zur Reſidenz erwählt,
Sobald den Bund mit Freiburg wir vereiteln.
Dann gibt es ſchönre Weiber! — o Bianca! —
Das iſt was anderes als unſre Frauen.

Tacon.

Du weißt Beſcheid!

Ferner.

Ich bin aus Eurer Schule,
Und hoffentlich betreib' ich nicht umſonſt

Rhetorik und Politik. Schöne Tage
Erwarten uns, und, hoff' ich, schön're Nächte —
(Man hört heftigen Streit im Wirthshause).

Brandis.

Hör! hör! — Das Volk wetteifert hier
Mit deinen ernsten Studien in der Staatskunst.

Ferner.

Man streitet heftiger seit einigen Tagen —
In jedem Wirthshaus hört man disputiren.

Brandis.

Das ist der Fortschritt in der Bildung, Freund!
Philibert Berthelier zieht seine Männer. —
Indessen glaub' ich dennoch unsre Schule
Floriret besser als die seine.

Facon

Ihr also glaubt, wir sind der Mehrheit sicher?

Brandis.

O, ganz gewiß' Wer zweifelte daran? —
Und täglich wächst die Zahl der Herzoglichen.
Denn unsre Gründe, die handgreiflich sind,
(Macht eine Bewegung mit der Hand, wie Einer, der Geld empfängt).
Versteht der Pöbel besser als die Reden

Von Freiheit, das erhabene Geschwätz,
Mit dem ihn täglich Berthelier bewirthet.
Doch seht — (deutet rechts) — er selbst mit seinem Busenfreund! —

Jacon.

So laßt uns gehn' — Nach dieser Richtung hier.
'S ist mein Geschmack nicht ihnen zu begegnen.
(Will links abgehn).

Brandis.

Wir sollten ihnen aus den Wege gehn? —
Ich wahrlich nicht'

Kerner.

Noch ich!
Nun denn — so kommt'
(Gehen rechts ab, an Ph. Berthelier und A. Levrier vorbei, die von dieser Seite auftreten, während abermals Geschrei aus dem Wirthshaus tönt).

Kerner.

(Nachdem er mit seinen Freunden an Ph. Berthelier und A. Levrier vorüber ist, im Abgehen ihnen nachrufend).
Ihr Herren eilt! das souveraine Volk
Erwartet Euch und lärmt vor Ungeduld! —
(Schlägt hinter der Bühne ein Gelächter auf).

Fünfte Scene.

Ph. Berthelier. A. Levrier.

A. Levrier (den Abgehenden nachſehend).

Sie glauben ihres Siegs gewiß zu ſein! —
Und, in der That, wir müſſen ſelbſt ſo denken.
Wir kennen unſres tiefverderbten Volks
Gedankenloſen Haufen. Sage ſelbſt,
Was können wir von Dieſen Menſchen hoffen?

Ph. Berthelier.

Was ſich von Menſchen hoffen läßt, mein Freund, —
Daß einen Schritt ſie nach dem andern thun.

A. Levrier.

Ja' — einen nach dem andern in die Knechtſchaft. —
Nein, ich geſtehe, was wir heute ſahn
Und hörten, raubte vollends mir den Muth.

Ph. Berthelier.

Du biſt zu ſehr vom Augenblick beherrſcht;
Doch ſollen wir an keinem edlen Ziel
Jemals verzweifeln, wenn wir nicht für uns
Nur denken auf perſönlichen Erfolg.
Auch glaube mir, der alte Genfer Geiſt
Iſt noch nicht ganz erloſchen in den Bürgern,
Und edles Beiſpiel facht ihn wieder an.

A. Levrier.

Wenn ſchlechtes Beiſpiel nicht noch ſtärker wirkt. —
Sieh dieſe jungen Männer, die du kennſt, —
Sieh Ferner, Brandis, Lacon, Berſonner —
Du ſiehſt ſie alle auf des Herzogs Seite.

Ph. Berthelier.

Die Freiheit zieht ſich ihre Männer ſelbſt
Und wählt ſich ſolche leere Köpfe nicht.
In unſre Hände iſt die Macht gelegt!
Wir ſind die Männer, die hier zählen, Freund!
Wenn wir zurück nicht beben, folgt gewiß
Das Volk am Ende uns nach auf unſrer Bahn.

A. Levrier.

Allein der Weg iſt lang zum ſchönen Ziel,
Und wer am Geiſte ſchwach iſt, bleibt zurück,
Wenn er die mühevolle Länge kennt.

Ph. Berthelier.

Drum ſei ſie ein Geheimniß nur der Starken. —
Iſt dann die Reiſe einmal angetreten,
So folgt die Karavane ihrem Führer
Von Station zu Station, und endlich
Gelanget ſie zur glücklichen Oaſe.

(Steigender Lärm im anſtoßenden Wirthshauſe, bis einige Bürger von andern aus der Thür geſtoßen werden.)

Erſter Bürger.

Hinaus mit Euch' Verräther' Fürſtenknechte'

Zweiter Bürger.

Das ſoll Euch ſchlecht bekommen, wenn der Herzog —

Erſter Bürger.

Du drohſt uns? — Warte Mameluke' —
(Er dringt auf ihn ein).

Zweiter Bürger (zurückweichend).

Mord'

Hier Herzogliche'

Erſter Bürger.

Hier Republikaner.
(Es eilen von den Schiffen und von der Seite Männer hinzu, und unter ihnen Perret)

Ph. Berthelier.

Was habt Ihr da? Ihr Bürger! ſchämt Ihr Euch
Des Streites nicht? — Ihr? — Bürger einer Stadt' —

Erſter Bürger.

Herr Berthelier — Ihr ſeht es, ſie gehören
Zu unſern Gegnern, zur Partei des Herzogs' —

Ph. Berthelier.

Gibt's eine ſolche in der Stadt? — das iſt
Ein Irrthum. Sind ſie keine Genfer Bürger?

Perrot (hinzutretend).

Ja, Bürger ſind ſie; aber ſchlechte Bürger! —

Zweiter Bürger.

So gute wohl wie Ihr und Eure Freunde!

Ph. Berthelier (begütigend).

Das glaub' ich Euch. Genf hat nur gute Bürger!

Zweiter Bürger (zu Perrot).

Wir richten nicht, wie Ihr, die Stadt zu Grunde.

Erſter Bürger.

Ihr haltet's mit dem Herzog!

Zweiter Bürger.

Und was weiter?

Ph. Berthelier (erklärend).

Ihr wißt, der Herzog iſt ein Feind der Stadt.

Dritter Bürger (etwas vortretend).

Herr Berthelier! Ihr ſeid des Herzogs Feind
Und als des Herzogs Feind ein Feind der Stadt!
Der Herzog würde unſre Stadt bereichern,
Wenn ſie die Hauptſtadt ſeiner Staaten würde:
Ihr habt das Glück der Bürger nicht im Auge!

Mehrere Stimmen.

Ja, das iſt wahr! Herr Verna ſpricht die Wahrheit!
Der Herzog würde unſre Stadt bereichern!

Perrot.

Bereichern? — ganz gewiß — mit ſchlechten Bürgern,
Verführten Bürgerstöchtern, ſtolzen Herrn
Und kriechendem Geſindel, — auch mit Steuern —

Ph. Berthelier.

Da habt Ihr Recht, mein Freund! — das beſte Mittel
Zum Wohlſtand iſt für eine Stadt die Freiheit,
Die eignen Trieb zum Schaffen unterhält,
Den Fleiß befördert und die Sparſamkeit
Und Mäßigkeit und gute Sitt' und Ordnung.

Dritter Bürger.

Herr Berthelier, Ihr mögt das beſſer wiſſen
Als unſer Einer, der es nicht verſteht;
Doch, denk' ich, hätten wir die reichen Herrn
Vom Hof des Herzogs bei uns, gingen ſicher
Viel beſſer die Geſchäfte —

Ph. Berthelier.

Macht Euch frei!
Dann fehlt der Stadt es nicht an reichen Bürgern.
Was braucht ihr dann zu Eurem Glück den Herzog

Und seinen Hof, der Euern Fleiß verpraßt,
Mit einer Hand Euch Eure Arbeit zahlt,
Und mit der andern Euren Beutel plündert?

Vierter Bürger.

Ja, das ist wahr! — Herr Berthelier hat Recht!

Dritter Bürger.

Allein die Messe wäre vortheilhaft,
Die uns der Herzog wieder stiften will.

Ph. Berthelier.

Was braucht Ihr ihn zu Eurer Messe' Stifter
Die Messe selbst und macht den Handel frei
In unsrer Stadt, so wird der Handel blühn! —

Vierter Bürger.

Ja, das ist wahr — Herr Berthelier hat Recht!

Dritter Bürger.

Das mag wohl sein —, doch braucht der Handel Schutz.

Ph. Berthelier.

Und brauchet Ihr zu seinem Schutz den Herzog? —
So habet doch den Muth und schützt Euch selbst,
Wie's Männern ziemt!

Vierter Bürger (laut).

Herr Berthelier hat Recht!

Erſter Bürger.

Das freilich haben wir nicht ſo bedacht.

Ph. Berthelier.

Nun hört, Ihr Bürger! nächſtens iſt Verſammlung;
Die Männer, die der Rath hat abgeſchickt,
Herr Hugues und Delamare, ſind auf dem Rückweg,
Und Freiburg willigt in das Bündniß ein,
Sobald es unſre Bürgerſchaft beſtätigt.
Ihr müßt für Freiburg und die Eidgenoſſen
Im Generalrath Eure Stimmen geben!

Viele Stimmen.

Wir ſind für Freiburg und die Eidgenoſſen!

Ph. Berthelier.

So recht: — Ich zähl' auf Euch und Eure Freunde! —
Nun geht in Ruh'; und wo Ihr Andre trefft,
Die noch die Sachen nicht verſtehn, da müßt
Ihr ſie belehren, aber Frieden halten.

Dritter Bürger.

Ich danke, Herr, für Euere Belehrung,
Und werde mir die Sache noch bedenken.

Viele Stimmen

Die Eidgenoſſen hoch' und Freiburg hoch!

(Die Bürger zerſtreuen ſich; Einige, unter ihnen Perrot, nehmen Platz im Hintergrunde an dem Tiſche vor dem Wirthshaus, wo ihnen Wein gebracht wird. Ph. Berthelier und A. Levrier bleiben im Vordergrund).

Ph. Berthelier (zu A. Levrier).

Nun ſiehſt du, Freund! wie auch der ſchlimmſte Theil
Des Volks zugänglich iſt für die Vernunft?

A. Levrier

Zugänglich für den Vortheil!

Ph. Berthelier.

Ja! — doch meinſt du,
Es ſei ein bloßer Zufall, daß der gröſ're,
Der wahre Vortheil in der Freiheit liegt? —
Nach ihrem Vortheil muß zu jeder Zeit
Die Maſſe ſich entſcheiden; doch der Fortſchritt
Im Guten iſt es, daß der Vortheil ſich
In edlerer Geſtalt den Menſchen darſtellt.
Nicht früher wird die Welt im Großen frei,
Als bis der Vortheil Aller in der Freiheit
Zuſammentrifft. Drum ſei nicht ungerecht! —
Nun komm', mein Freund, und laß uns eilig gehn,
Und ſorg' mit mir, daß unſere Verſammlung
Zollzählig ſei in Pleinpalais heut Nacht! —

(Indem ſie abgehen, legt ein Segelboot an).

Sechste Scene.

Barmann. (Steigt aus dem Boote an's Land.)

Barmann (zu seinen Schiffern).

Nun ladet mein Gepäck aus,
Und legt's daher! —
(Er tritt zu den Bürgern heran, die am Tische sitzen).
Wie geht's, Ihr Herrn, in Genf?

Perrot.

Erträglich. — Seid Ihr fremd bei uns?

Barmann.

Ja, Herr! —
Ich komme aus dem Wallis' —

Perrot.

Was bringt Ihr Neues mit aus Euerm Lande?

Barmann (sich setzend).

Das Neue ist bei uns zugleich das Alte:
Der alte Kampf mit Erde, Luft und Wasser. —
Es fehlt das Feuer nur, um uns in Krieg
Mit allen Elementen zu versetzen.

Perrot

Indessen habt Ihr vor den Menschen Ruh.
Savoyens Herzog läßt Euch ungestört.
Die Lehren, die Ihr seinem Ahn gegeben,

Dem grunen Grafen, ſind noch nicht vergeſſen.
Dafür gelüſtet ihm jetzt unſer Genf.

Barmann.

So müßt Ihr das Gelüſte ihm verbittern —
Es iſt Euch wohl bekannt, daß er noch heut
In Eure Stadt kommt?

Perrot.

Nein, das kann nicht ſein.
Nach altem Brauche muß er Meldung thun.
Er kann den Einlaß nur begehren, wenn
Er unſre Freiheit hat zuvor beſchworen.
Wir fordern draußen vor der Stadt den Eid
Und öffnen ihm nicht eher unſer Thor.

Barmann.

Dann will er diesmal wohl die Müh' Euch ſparen.
Drei Männer von Lauſanne, die uns früh
In einem Nachen auf dem See begegnet,
Erzählten uns, daß dieſe Nacht der Herzog,
Begleitet von Graf Philipp Genevois,
Von Eurem Biſchof und von andern Herrn,
Von Thonon aufgebrochen ſei nach Genf.
Vierhundert Mann ſei ihr Gefolge ſtark.
Die Leute, die uns das erzählten, kamen
Von Thonon g'radewegs, das mit den Fürſten
Zu gleicher Stunde ſie verlaſſen hatten.

(Die Bürger fahren von den Sitzen in die Höh.)

Perrot.

Seid Ihr der Sache ſicher, Herr?

Barmann.

Gewiß' —

Perrot (zur Seite hinausrufend).

Ihr Bürger! hört! der Herzog hat nichts Gutes
Im Sinn und will uns heute überraſchen!
Mit ſtarker Mannſchaft iſt er heute Nacht
Von Thonon aufgebrochen gegen Genf'

Siebente Scene.

A. Levrier, Dumolard, Gérard. (Treten raſch auf. Zahlreiche Bürger ſammeln ſich von beiden Seiten allmälig.

A. Levrier.

Was rufſt Ihr da, Herr Perrot? — was — der Herzog? —

Perrot.

Will unverhoffte Freude uns bereiten
Und ungemeldet uns noch heut' beſuchen.

A. Levrier.

Wer ſagt Euch das, Herr Perrot'

Perrot.

Dieſer Mann hier
Der's dieſen Morgen auf dem See erfuhr.

Gerard.

Das iſt Verrätherei! — Der Herzog führt
Etwas im Schilde gegen unſre Stadt.

A. Levrier.

Er will den Bund mit Freiburg noch verhindern
Und denkt uns einzuſchüchtern.

Dumolard.

Nicht nur das!
Auf unſre Führer hat er's abgeſehn, —
Auf Berthelier, — auf Hugues, — auf Euern Vater, —
Auf Syndic Vandel und auf andre Männer! —

Perrot (halblaut zu A. Levrier).

Herr Levrier, glaubt, 's iſt hier ein Complott!
Der Herzog will die Stadt beſetzen, um uns
Gewalt zu thun, und zählt auf ſeinen Anhang.

Dumolard (laut).

Habt Acht auf unſre Feinde in der Stadt!

Gerard (laut).

Die Mamelucken wiſſen um den Plan!

A. Levrier.

Herr Dumolard, geht ſchnell zum Syndic Vandel,
Und Ihr, Herr Gérard, eilt zu meinem Vater'
Ich ſuche Berthelier. Verſammet nichts'
Der Rath iſt auf der Stelle zu verſammeln.
Die Sache leidet keinen Aufſchub. Kommt'

(Gehen eilig ab.)

Bürger (ihnen nach).

Die Thore zu' und zu den Waffen'

Zweiter Act.

Vor dem Thore der Stadt, welche im Hintergrunde in einiger Entfernung sichtbar ist. Im Mittelgrunde rechts eine Kapelle, vorn links ein reiches Zelt.

Erste Scene.

Montron und Jacon. (Kommen rechts aus dem Hintergrunde.)

Jacon.

Man kann nicht leugnen, es ist kühn — und klug!
Mit schneller Rechnung hat hier Berthelier
Des Augenblicks Gelegenheit ergriffen.
Die Volksversammlung morgen früh, indeß
Der Herzog außen vor dem Thor liegt
Und als ein offner Feind der Stadt erscheint, —

Das wird uns ſicherlich die Mehrheit rauben.
Und ſollte ſich der Herzog ſelbſt zum Eid
Bequemen, um die Thore ſich zu öffnen,
So würde das die Stimmung noch nicht ändern,
Die einmal nun erregt iſt. Gleich von Anfang
Schien mir der Plan bedenklich, wie Ihr wißt.

Montnon.

Ihr nennt Berthelier's Verfahren klug?
Die Klugheit, denk' ich, bringt ihn um den Kopf.

Lacon.

Und dennoch iſt's in ſeinem Sinne klug.
O glaubet mir, ich kenne dieſen Schwärmer.
Er wirft mit ſeinem Kopfe nach dem Ziel
Und trifft's vielleicht, trotz aller unſrer Müh'
Doch ſuchen wir den Herzog ohne Zögern!
(Gehen gegen das Zelt.)

Zweite Scene.

Johann und Louis. (Treten aus dem Zelte den Vorigen entgegen.)

Montnon.

Hochwürdige Herren, nehmet unſern Gruß!

Johann.

Montvon und Lacon? — Kommt Ihr aus der Stadt?
Ich hoff', Ihr bringt der Bürger beß're Einsicht.

Montvon.

Die Bürger bleiben ſtarr in ihrem Sinn.
Doch ſagt uns ſchnell, wo finden wir den Herzog?

Louis.

Ihr trefft ihn in der beſten Laune nicht.

Montvon.

Es thut uns leid genug' — In unſrer Macht
War's nicht, dem großen Strom zu widerſtehn.

Johann.

Wie konnte ſich die Stimmung ſo verändern?
Ihr ſchriebt, die Mehrheit ſei auf unſrer Seite'

Lacon.

Der Zug des Herzogs, der verrathen ward,
Erregte ſchnell die Eiferſucht der Bürger
Auf alter Formen ängſtliche Beachtung.
Wir kommen aus der Stadt, um unſern Rath
Dem Herzog zu ertheilen. Sagt uns an,
Wo wir ihn finden, denn es drängt die Zeit.

Louis

Geht hier hinaus! Ihr findet ihn im Lager.
(Montven und Jacen links ab.)
Was wird der Herzog thun?

Johann.

Was wird er thun? —
Ich hoffe das, was seinem Zwecke dient:
Es führt ein krummer Weg ihn g'rad zum Ziel.

Louis.

Ihr meint, der Herzog giebt den Bürgern nach
Und schwört den Eid, um in die Stadt zu kommen
Und drinnen dann zu thun, was ihm beliebt?

Johann.

Der Eid ist nur ein Hinderniß für Kinder.
Es gilt zunächst, um jeden Preis den Bund
Mit Freiburg zu verhindern. Ist der Herzog
Nur in der Stadt, so ist das wohl nicht schwer:
Es läßt das Volk gar leicht sich imponiren.
Die Führer freilich sind uns hinderlich
Der eidgenössischen Partei, — ich denke
Es werden ein'ge Köpfe springen müssen.

Louis.

Doch sind der tücht'gen Männer nicht gar wen'ge —
Ihr werdet für den Henker Arbeit haben.

Johann.

Das findet ſich. Der Schrecken lähmt die Menſchen.
Das haben wir geſehn, als vor'ges Jahr
Blanchet und Navis hingerichtet wurden.
Von Pinerolo ſchickten wir die Körper,
In Fäſſer eingepackt, hierher nach Genf;
Man ſpießte in der Nacht die beiden Köpfe
Und Arm' und Bein' und Rümpfe in den Straßen
Auf Pfähle — und beim Tageslicht am Morgen
War vor Entſetzen ſtarr die ganze Stadt —
Und nicht ein Menſch hat ſich geregt. — Das hilft! —

Louis.

Ein gült'ger Vorwand aber wird Euch fehlen.

Johann.

Wie ſo? Vergaßt ihr den Proceß, den wir
Mit Eurer eignen Zeugenſchaft begonnen? —
Wir haben, hoff' ich, nicht umſonſt gefoltert! —

Louis.

Allein, was Pécolat, Blanchet und Navis
Ausſagten auf der Folter, iſt nicht gültig;
Sie haben wiederrufen alle drei.

Johann (heftig).

So laßt die Nerven Berthelier's einmal
Uns auf die Probe ſtellen — und gewiß

Er ſoll bekennen, was uns nöthig iſt,
Um ihn und ſeine Freunde zu verderben'
Ich kenne ein'ge wohlerprobte Mittel.

Louis.

Ihr irrt Euch in dem Mann. Er wird die Zunge
Sich nicht, wie Pécolat, mit eigner Hand
Ausſchneiden, um des Schweigens Herr zu ſein.
Dem Manne könnt Ihr Glied um Glied zerreißen,
Und keine Silbe reißt Ihr ihm heraus. —

Johann (heftiger).

Wenn mit dem Teufel er im Bunde ſteht —
Nun ja' — Was braucht's dann gegen ihn noch weiter?
Wir ſchließen dann ſummariſch den Proceß.

Louis.

Ich kann nicht ganz hier Eurer Meinung ſein.

Johann (noch heftiger).

Ich haſſe dieſen Berthelier' Er geht
So unbekümmert ſeinen Weg, als ob
Der Müh ſich's nicht verlohnte, Ehr und Gunſt
Und was für Andre lockend iſt zu ſuchen.
Ja, ſtolz zu ſein verlohnt ihm nicht der Müh'!
Als ob ein Biſchof, Herzog oder Graf
Mit würd'ger Haltung lächerlich ſich machte. —

Rebellisch nenn' ich das' — Ich schwör's Euch zu,
Er soll uns nicht entgehen'

Louis.

Hochwürd'ger Bruder,
Ihr sprecht in Leidenschaft; das ist nicht weise.

Dritte Scene.

Karl, Philipp, Montyon, Jacon. (Zu den Vorigen.)

Karl (zu Montyon und Jacon).

Ihr sagt von Freiburg sei Herr Marty da?

Montyon.

Ja, gnäd'ger Herzog' heute kam er an.

Karl.

Und Morgen früh soll Volksversammlung sein?

Montyon.

Ja, gnäd'ger Herzog, so beschloß der Rath
Auf Antrag Berthelier's. Die Euren blieben,
Trotz aller Reden, in der Minderheit.

Karl.

Und in der Bürgerſchaft — auf welcher Seite
Vermuthet Ihr die Mehrheit morgen früh?

Jacon.

Auf Eurer nicht, Herr Herzog, wenn Ihr bleibt.

Karl.

Und wenn ich gehe?

Jacon.

Dann — vielleicht — auf Eurer!

Karl.

Ihr Herren, nein! Ich bleibe vor der Stadt
In kurzer Zeit iſt mir aus Piemont
Und aus Savoyen Mannſchaft zugeführt.
Es ſtehen mir die Mittel zu Gebote,
Mit dieſen Bürgern anders zu verhandeln.

Johann.

Hört meinem Rath, Herr Herzog — ſchwört den Eid!
Noch heute müßt ihr in die Stadt gelangen;
Denn Eure Gegenwart allein vermag
Euch den Erfolg der Abſtimmung zu ſichern.

Karl.

Ich habe meine Meinung ſchon geſagt.
Was dieſes Volk beſchließt — für mich iſt's nichts!

Es gilt hier nichts, was ohne die Erlaubniß
Des Herzogs von Savoyen vor ſich geht.

(Ein Page des Herzogs erſcheint.)

Page (zum Herzog).

Herr Hans von Erlach und Herr Wernhardt Rad
Erbitten ſich die Ehre Euch zu ſprechen.
Sie kommen eben beide aus der Stadt.
Der erſte meldet ſich als Abgeſandter
Der Berner Republik an Eure Hoheit.

Karl.

So führt die Herrn hierher. (Page ab.) — Herr Wernhard Rad? —

Montvon.

Aus Zürich — doch in Genf ſehr wohl bekannt. —
Erlaubet, Herr, daß wir zur Seite treten.

(Montvon und Tacon im Vordergrunde rechts ab.)

Vierte Scene.

Erlach und Rad. (Zu den Uebrigen.)

Karl.

Ich muß Euch hier auf freiem Feld empfangen.
Was bringt Ihr, meine Herrn? — Herr Hans von Erlach,
Wie gehts in Bern bei meinen lieben Freunden?

Erlach.

Ich bin durch unſern Rath Euch ſchon gemeldet.
Auch hat man mich noch außerdem beehrt,
Dies Schreiben Eurer Hoheit eigenhändig
Zu überreichen. — Nehmt es in Empfang! —
(Er überreicht ein Schreiben, welches, auf des Herzogs Wink, vom Grafen Philipp in Empfang genommen wird.)

Karl.

Seid beide mir willkommen, werthe Herrn!
Und nehmt vorlieb mit den Bequemlichkeiten,
Die ich Euch bieten kann in dieſer Lage.
Ihr ſeht, wie weit es dieſe Genfer treiben.

Erlach.

Was hält Euch ab die Genfer zu beruh'gen,
Die nur für ihre Rechte ängſtlich ſind? —

Karl.

Da offnen Widerſtand die Stadt verſucht
Und ohne allen Anſtand mich beleidigt, —
Soll ſie mir Treue ſchwören, nicht ich ihr.

Erlach.

Das wär' nicht nach dem alten Recht, Herr Herzog!

Karl.

Nun — wenn die Frechheit neu iſt, wird das Recht
Wohl auch nicht ganz das alte bleiben dürfen.

Erlach.

Das man ſich ſchützt vor Untreu und Verrath,
Iſt ein uraltes Recht an jedem Ort.

Karl.

Ihr, redet wie ich's nicht erwartete!

Erlach.

Drum bitt' ich Eure Hoheit, leſ't den Brief!
Denn unſre gnäd'gen Herren billigen
Nicht alles, was Ihr hier in Genf gethan.
Ich ſoll Euch d'rum zur Billigkeit ermahnen.

Karl.

Ich muß Euch bitten das jetzt abzubrechen; —
An beß'rem Ort verhandeln wir Geſchäfte.

Erlach.

Ich muß Euch bitten jetzt den Brief zu leſen. —
Sein Inhalt iſt hier ganz am rechten Ort.

Karl.

Es iſt hier nicht der Ort, noch jetzt die Zeit.

Erlach.

Nun denn — ſo muß ich mündlich Euch erklären,
Da unſre gnäd'gen Herrn hier Frieden wünſchen!
Wenn Stadt und Republik von Bern nicht will,
Daß Genf mit Freiburg dieſes Bündniß ſchließt,

So wollen wir noch weniger diese Stadt
An Euer bös Gelüste überlassen.

Karl (heftig).

Die Sprache, Herr! werd ich von Euch nicht dulden!

Erlach (ruhig).

Die Thaten, Herr! wird Bern von Euch nicht dulden!

Karl.

Wenn Bern im Uebermuthe sich vergißt,
So sind mir in der Eidgenossenschaft
Noch Freunde übrig, die nicht mit Euch stimmen.

Rad.

Erlaubt, Herr Herzog, daß ich das bestreite.
Die Eidgenossen sind der gleichen Meinung;
Sie wollen, daß die alten Rechte hier
Erhalten bleiben —

Karl.

Herr von Erlach — Ihr
Seid Abgesandter Eurer Republik —
Doch wer, Herr Wernhard Rad, beauftragt Euch
In dieser Sache mitzureden? Sprecht!
Bringt Ihr ein Creditiv der Herrn von Zürich?

Rad.

Das nicht, Herr Herzog!
Ich überlaß' es Eurer eignen Weisheit
Ob meine Worte Ihr bedenken wollt.

Karl.

Aus eigner Machtvollkommenheit habt Ihr
Euch zum Gesandten hier ernannt, Herr Bürger?

Rad.

Nennt's wie Ihr wollt; was wundert Euch daran?
Ich weiß, wie man in Zürich die Dinge nimmt,
Und was der Eidgenossen Meinung ist.
Und da ich in dem Handel bin betheiligt —
Persönlich wie durch meine guten Freunde —
Halt' ich's für gut, daß Ihr die Wahrheit wißt.

Karl.

Die Anmaßung ist wahrlich unerhört!

Rad.

Ich seh' die Anmaßung auf Eurer Seite.
Von Gottes Gnaden Herzog von Savoyen —
Von Gottes Gnaden Zürichs freier Bürger: —
Wir stehen, wie Ihr seht, in gleichem Rang.
Doch wird es Euch nicht neu sein, mein Herr Herzog,
Daß wir Republikaner die Politik
Auf andre Weise treiben als Ihr Fürsten.

Karl (spottisch).

Und wenn ich sie auf meine Weise treibe
Und Euch für Euern Vorwitz züchtige?

Erlach (ernst).

Dann reiben wir sie, Herr! auf unsre Weise:
Ihr werdet bei dem Wettstreit nichts gewinnen. —
Doch wozu diese Zänkerei, Herr Herzog? —
Für beide Theile handelt sich's um mehr
Als um Formalitäten nur und Worte.
Wir haben die Vermittlung übernommen
In Eurem Streite mit den Genfer Bürgern.
Entscheidet Euch! — der Tag geht bald zur Neige' —
Beschwöret Ihr die alten Genfer Rechte,
So öffnen wir sogleich die Thore: —
Beschwört Ihr nicht, so bleiben sie geschlossen.
Und dächtet Ihr den Eingang zu erzwingen,
So habt Ihr Bern auf Seiten Eurer Gegner.
Das ist die Meinung meiner gnäd'gen Herrn! —

Karl (heftig).

Ich sehe keinen Grund zurückzuhalten! —
Sagt Euern Herrn: ich brauche diese Stadt,
Die meine Staaten in der Mitte theilt!
Will darum Bern mit mir die Freundschaft brechen,
So steht's ihm frei; doch wird es sich besinnen.

Ich kenne Eure Tapferkeit und Macht,
Doch habt Ihr es mit Frankreich jetzt verdorben.
Ich weiß zugleich, Ihr habt das Reich im Rücken,
Und Rechte über diese Stadt sind mir
Vom Reich verliehen, wie Ihr wissen werdet.

Erlach (langsam und nachdrücklich).

Ihr seid ein offner Diplomat, Herr Herzog!
Drum will auch ich mich offen nun erklären.
Ihr brauchet diese Stadt? — das wissen wir: —
Darum, Herr Herzog, sollt Ihr sie nicht haben
Wir lieben mächt'ge Nachbarn nicht so sehr;
Und mit dem Reich im Rücken, wie Ihr sagt,
War's thöricht Eure Macht noch zu vergrößern.
Als Eure Bundsgenossen wollen wir
Nicht wider Euch die Genfer unterstützen;
Doch — so wie wir nicht unserseits Euch Grund
Und Anlaß geben — so sei's Euch gesagt,
Daß in dem Augenblicke, wo als Feind
Und Herr Ihr diese freie Stadt behandelt,
Wir Eure Feinde sind; — und — glaubet mir,
Daß uns die Waad und andere Provinzen
Von Euren Staaten ganz nach Wunsche liegen.
Zwar wissen wir, Ihr seid ein mächt'ger Fürst,
Doch ist uns auch bekannt, daß Euer Vetter,
Der König Franz, es herzlich Dank uns wüßte,

Wenn wir mit Euch in ernſte Händel kämen, —
Und Kaiſer Karl beginnt mit uns nicht Streit
Um dieſer Sache willen, — ſeid verſichert! —

Karl.

Wir wollen das ein ander Mal bedenken.

Erlach (kurz und nachdrücklich).

Erlaubet, daß ich Euch die Dinge zeige,
Wie ſie in Wahrheit ſind. Seht hin nach Weſten!
Dort ſteht die Sonne über'm Horizont.
Nur kurze Weile — und ſie iſt hinab!
Doch eh' dies iſt geſchehn — eh' noch der Jura
Den ſchwarzen Felſenrücken in das Purpur
Des Abendhimmels taucht, — habt Ihr gewählt
Krieg oder Frieden mit dem Volk von Bern.
Nun überlegt! — ich eile in die Stadt
Und kehre wieder mit den Commiſſären,
Die Euch den Eid nach altem Brauch und Recht
Abnehmen ſollen und zugleich im Namen
Des Rathes und der Bürgerſchaft begrüßen.
Für dieſe Herren wünſch' ich Sicherheit.
Gebt mir als Bürgen Euern Bruder mit,
Der in der Stadt ſoll bleiben, bis die Herrn
Sind ungeſchädigt wieder heimgekehrt, —
Was Euer letztes Wort auch immer ſei.

Philipp.

Wenn ich im Stande bin auf jede Art
Zu dieſes Streites Löſung beizutragen,
So thu' ich's gern. Erlaubet, Herzog Karl,
Daß ich die beiden Herrn begleiten darf.

Karl.

Nun wohl — mein Berner Herr! — Damit Ihr ſeht,
Daß ich's nicht bin, der mit den Bundsgenoſſen
Der Freundſchaft Rückſicht aus den Augen ſetzt: —
Ich will die Deputation empfangen. —
Graf Philipp! — Da Euch Euer eigner Sinn
In dieſe Stadt zieht, halt' ich Euch nicht ab.
Begleitet Herrn von Erlach! geht!

Erlach.

Wohlan!
Auf Wiederſehn, Herr Herzog! und erwägt
Es reiflich, was Euch wahre Klugheit räth!

(Erlach, Rat und Philipp im Hintergrunde rechts, Johann und Louis im Vordergrunde links ab.)

Karl (allein).

Ihr irrt Euch, wenn Ihr denkt, der Herzog Karl
Läßt ſich durch Euch in ſeinen Plänen ſtören
Nein! meine Herrn Republikaner, nein!

(Er ſteht ſinnend.)

Zurückgehn kann ich nicht, wie dies Geſindel
Von Genfer Junkern mir als klug empfiehlt: —
Man ſollte ſagen, daß der Herzog Karl
Vergeblich hier geſtanden vor dem Thor, —
Einlaß begehrend von den Genfer Bürgern, —
Und endlich ohn' Erfolg ſei abgezogen?
Eh'r eine Niederlage auf dem Schlachtfeld! —

(Sinnt.)

Gewaltſam, mit den Waffen in der Hand
Die Stadt zu nehmen, kann ich jetzt nicht wagen. —
Es durfte dieſer Erlach höhniſch mir
Die Schranken meiner Macht entgegenhalten!
Jedoch Geduld! ein wenig nur Geduld! —
Für jede Schranke, die mich jetzt beengt,
Will ich mir zehnfach freien Raum verſchaffen! —
Weil Bern nicht will und Frankreich mich beneidet,
Soll ich auf dieſe ſchöne Stadt verzichten,
Auf dieſe Zierde einer Königskrone,
Auf dieſen Talisman, durch deſſen Kraft
Noch einmal hier ein neu Burgund erſteht —
Die Kreiſe ſeiner Macht von dieſer Mitte
Ausbreitend über alle dieſe Länder? —
Mein Leben für die Stadt! Ich muß ſie haben!

(Er ſinnt lange nach.)

Was iſt zu thun? Ich muß hinein!
Um jeden Preis! — Und dann? — Wozu erhöhn
Die Kirche wir und ehren ihre Diener,

Wenn ihre Abſolution uns nicht
Zur einen Eidbruch zu Gebote ſteht? —
(Er geht nachdenkend einige Schritte.)
Ha! wie ich dieſe Republiken haſſe!
(Pauſe.)
Sie werden Morgen Volksverſammlung halten.
Verhindern kann ich's nicht. — Nun wohl — es ſei! —
Wenn's euch vergnügt, ſo ſchwatzt zum letzten Mal!
(Pauſe.)
Ich denk', ich hör' ſie, wie ſie declamiren. —
Der alte Syndic Vandel, dieſer Affe
Von einem alten Römer, präſidirt: —
Du ſollſt mir noch moderne Sitten lernen,
Und Demuth — Demuth — Demuth — alter Burſch! —
Beſançon Hugues, der populäre Mann —
Der reiche Kaufherr, heiter, wohlgenährt: —
Wie fließen ihm die Worte aus dem Mund
So obrigkeitlich dem Pöbelhaufen! — Wart!
Ich werde Dir ein Publikum verſchaffen
Im Staat der Ratten und der Mäuſe —
Da halte Reden für die Republik,
Bis die Geduld dem Rattenkönig ausgeht,
Und er dich freſſen läßt von ſeinem Volk!
(Pauſe.)
Und Berthelier! — Ha! — Dieſer Berthelier!
(Pauſe.)
Bei Gott! — Ihr Herrn! — Das ſoll ein Ende haben! —

Ich will Euch helfen Volksverſammlung halten,
Geſandte ſchicken und bei Euch empfangen,
Geſetze geben, Krieg und Frieden ſchließen!
Verkaufet Pfeffer, Salz und Schwefelfaden,
Baut Kohl im Garten, kochet Euch Gemüſe!
Das iſt Beſchäftigung für Bürgerpack! —
Ich will Euch das politiſche Handwerk legen! —

Fünfte Scene.

Erlach und Rad von der einen, Johann, Louis, Montyon und Jacon von der andern Seite, kehren zurück.

Erlach.

Herr Herzog, nun — wie habt Ihr Euch beſonnen?

Karl (ſpöttiſch kalt).

Herr, Eure Theorie iſt nicht ſo übel:
Ein Jeder ſieht, wie weit er's bringen kann,
Und weichet da nur, wo er weichen muß.
Ob man die Liebe dann, wie wir es thun,
Sich wörtlich gegenſeitig eingeſteht,
Ob ſtumm ſie übet, bleibet ſie dieſelbe.
Ich bin bereit.

Erlach.

So wollt Ihr alſo ſchwören,
Die alten Rechte dieſer Stadt zu halten,
Und ihrer Freiheit nicht ein Feind zu ſein?

Karl (kalt).

Ich will es thun.

Erlach (ſpöttiſch höflich).

Und wir erlauben Euch,
Den Eid zu halten nur ſo lang Ihr müßt.
Doch — um Euch angenehm zu ſein — verbürgt
Sich Bern für Eure Treue bei den Genfern.

Karl (ebenſo).

O' zuviel Freundſchaft, meine Herrn von Bern! —
Ich bitte — — ſind die Commiſſäre hier?

Erlach.

Sie warten der Entſcheidung hier beim Kirchlein,
Wo auch ein Prieſter, für die heil'ge Handlung
Das Crucifix in Händen haltend, ſteht.
Erlaubet nun, daß Euch die Herrn zuvor
Begrüßen hier im Namen ihrer Stadt.

(Geht ab und kehrt ſogleich mit Hugues und Philibert Berthelier zurück.)

Hugues.

Herr Herzog! — da Ihr unſre Stadt gedenkt
Mit Eurer hohen Gegenwart zu ehren
Und, nach dem alten Brauch, den Eure Herrn
Vorfahren ſtets beachtet, wie gemäß
Dem Recht der Stadt, zuvor beſchwören wollt,
In Nichts die alte Freiheit anzutaſten, —
Und auch für Eurer Leute gut Betragen
Uns einzuſtehn, — ſo ſind wir auserwählt,
Im Namen unſrer Stadt, Herr Herzog, Euch
Als Gaſt hier zu begrüßen und den Eid
Euch abzunehmen außen vor dem Thor.

Karl.

Nehmt meinen Gegengruß; ich danke Euch.
Auch möcht' ich Euer Beider Namen kennen.

Hugues.

Ich bin der Syndic Hugues. Ihr kennet mich.

Karl.

Beſançon Hugues? Derſelbe Mann, der ſtets
Sich als mein Feind hat in der Stadt betragen?

Hugues.

Derſelbe Mann, Herr Herzog, der mit Euch
In Frieden lebt, ſobald Ihr Eure Hand
An unſre Freiheit nicht zu legen wagt.

Karl (zu Berthelier)

Und Ihr!

Ph. Berthelier

Ich heiße Berthelier. Ihr kennt
Auch mich recht wohl.

Karl

Ich kann mich nicht erinnern.
Seid Ihr verwandt mit jenem Berthelier,
Der in der Stadt der Rädelsführer iſt
Von Allen, die ſich gegen mich verſchworen, —
Der mich mit Freiburg und den Eidgenoſſen
Sucht zu entzweien, — der dieſen Bund betreibt,
Und bis nach Bern und Frankreich intriguirt? —

Ph. Berthelier

Es iſt ein Mann mit Namen Berthelier
In unſrer Stadt, der ſich das Ziel geſetzt,
Dafür zu ſorgen, daß die Bürger Genfs
Den hohen Werth der Freiheit nicht vergeſſen, —
Daß ſich des Volkes Glück befeſtige
Durch Kraft und Bildung, — daß wir freie Männer
Zu Freunden haben, damit kein Tyrann
Gehorſam fordre da, wo freie Bürger
Sich ſelbſt Geſetze geben und regieren; —
Und dieſer Mann, Herr Herzog bin ich ſelbſt.

Karl (kalt abbrechend).

Iſt's Euch gefällig, meine Herrn? — zur Sache! —

(Der Herzog, von den Anweſenden gefolgt, geht auf die Gavelle zu. Es öffnet ſich die Thür, und Alle, außer Montvon und Tacon, treten ein, worauf ſie ſich ſchließt.)

Tacon (auf die Gavelle deutend)

Hier fällt der Würfel, der das Schickſal Genfs
Entſcheiden wird. Zwar iſt der Würfel falſch, —
Gleichviel! es iſt ein Würfel, und er fällt.
Ständ' auch auf jeder Seite für uns Glück,
So langt doch unſre Klugheit hier nicht aus, —
Und ob wir fürchten ſollen oder hoffen,
In dieſem Augenblicke weiß ich's nicht.

Montvon.

Sahst Ihr dem Herzog eben in's Geſicht?

Tacon.

Es geht die Wolke ſchwanger mit dem Blitz.
Feindſel'ge Kräfte drängen ſich zuſammen
In unſrer Mauern engen Raum. Bald folgt
Sich unaufhaltſam Stoß und Gegenſtoß,
Und blut'ger Kampf entſcheidet unſer Loos.

(Die Thür der Gavelle öffnet ſich wieder. Der Herzog mit ſeinem Gefolge tritt in heftiger Aufregung heraus und thut mit dem Ausdruck des äußerſten Unmuthes einige Schritte nach vorn, bleibt plötzlich ſtehn.)

Karl (halblaut).

Verflucht der Zwang! — Jedoch — Geduld! — Geduld! —

(Die Scene verwandelt ſich.)

Sechſte Scene.

Geſellſchaftshaus der republikaniſchen Bürger. Große Wirthsſtube mit Stühlen und Tiſchen. Außen dunkel. Die Stube durch Licht erleuchtet.

Perrot, Barmann, einige Bürger, treten bewaffnet ein.

Perrot

Der Herzog ſchwört den Eid. Man hat das Zeichen
Der Stadt gegeben, wie wir abgeredet.
Doch wird die Vorſicht nun gedoppelt nöthig.
Die guten Bürger haben ſich gerüſtet; —
Und dieſer Raum, wo unſre Lieder ſonſt
Und Gläſer klingen, dient uns nun als Ort
Der Einigung für uns und unſre Führer
Und hallet wieder von den Waffen Klang.

(Sie ſetzen ſich.)

Barmann.

Die Vorſicht iſt gewiß ſehr wohlgethan.
Wollt Ihr, daß ſeinen Eid der Herzog hält,
So müßt Ihr ſelbſt ihm Eidbruch und Verrath
Unmöglich machen.

Perrot.

Ja, ſo iſt es, Herr!

Siebente Scene.

A. Levrier, Dumolard, Gérard, zahlreiche Bürger.

Treten, ſämmtlich bewaffnet, ein.

Perrot.

Nun? da kömmt Mannſchaft! —

Dumolard.

Viele kommen nach.
Auch ſind die andern Poſten ſchon beſetzt.
Für Alles iſt geſorgt; die Wachen ſtehn,
Und regelmäßig wird die Stadt durchſtreift.

Gerard.

So laßt uns froh ſein bei Geſang und Wein,
Bis unſre Reihe kommt im Wachedienſt.
(Alle nehmen Platz. Kellnerinnen bringen Wein.)

A. Levrier (zu Barmann).

Ihr habt uns einen großen Dienſt geleiſtet,
So theilt als Freund nun unſere Geſellſchaft.

Barmann.

Ein Freier iſt der Freund des Freien immer.

A. Levrier

Ihr rechnet uns den Willen für die That;
Doch könnt Ihr morgen ſehn in der Verſammlung,
Ob Euer Lob wir zu verdienen wiſſen.

Barmann.

Von Eurem Handel hab' ich viel gehört.
Im Wallis oben ſind wir keine Freunde
Der Savoyarden.

Gerard.

Darum ſeid Ihr unſre.

Perrot.

Doch war't Ihr ſavoyardiſch ehedem.

Barmann.

Im Oberlande hat Savoyen nie
Geherrſcht, und der Verſuch bekam ihm ſchlecht.

Dumolard

Ihr ſchlugt den grünen Grafen vor dem Thor
Von Eurer Stadt. Wie war doch die Geſchichte?

Barmann.

Die Schlacht war's auf der Plenta vor Sion.
Man hat ein Lied darauf bei uns zu Land.

Gerard.

Ihr müßt das Lied uns lehren, und wir wollen's
Dem Herzog heute Nacht als Ständchen ſingen.

Barmann.

Recht gern! — Doch habt Ihr eine Cither hier zur Hand?

Gerard.

Ja freilich! — hier! — Wir lieben den Geſang!
(Reicht Barmann eine Cither.)
Hier ſchallen jeden Abend unſre Lieder.

Barmann (ergreift die Cither und ſingt).

Auf des Wallis ſchmalem Thalweg
Zieht der Graf mit ſeinem Heer.
Hier als Herrſcher zu gebieten
Dünket ſeinem Stolz nicht ſchwer.

„Seid gegrüßt, Herr Graf! was wollt Ihr
Hier im Lande, saget an?“ —
„Euer Thal bis an den Simplon
Und das Volk als Unterthan!

Sion will ich, Sierre will ich,
Tourbillon, Valeria,
Alles von des Rhodan Bette
Bis zu diesen Gipfeln da!“ —

„Laß drei Tag' uns Zeit, zu denken
Ob wir deinen Willen thun“ —
„Eh' ein Tag vergangen, will ich
Schon in Eurer Hauptstadt ruhn!“ —

Noch ist nicht ein Tag vergangen,
Ist der Brief im Oberland;
Noch ist nicht ein Tag vergangen,
Sind die Freunde schon zur Hand.

Höhnisch vor dem Thor von Sion
Speist der Graf auf grünem Plan —
Auf der Mauer steht die Dirne
Leget ihre Armbrust an.

Und es hebt der Graf den Becher,
Hält ihn in den Sonnenſchein —
Er zerſplittert! — in's Geſicht ihm
Spritzt der Muskatellerwein!

Ha! was war das? — Sieh' die Dirne
Auf der Mauer, ſtolzer Mann! —
Auf des Wallis Freiheit ſtieß ſie
Aus der Ferne mit dir an!

Da erblaßt der Graf; die Diener
Stehen ſtarr mit ihrem Herrn.
Doch die Oberländer ſchwingen
Hellebard und Morgenſtern.

Und es fallen ihre Schläge
Auf den Feind mit ſchwerer Wucht,
Links und rechts, von vorn, von hinten,
Und unmöglich iſt die Flucht.

Von des Blutes rothen Strome
Schwillt der wilde Rhodan an,
Und zehntauſend Savoyarden
Liegen auf dem grünen Plan.

Macht's ebenſo und werfet ſie hinaus!
Ihr könnet das, ſogut wie wir's gekonnt.

Perrot.

Zuerst giebt's morgen eine Schlacht des Wortes.
Da sollt Ihr unsre Männer reden hören:
Den Berthelier, den alten Syndic Vandel,
Besançon Hugues und andre Redner mehr!
Die Herzoglichen haben keinen Mann,
Der sich mit diesen messen könnte.

Barmann.

Doch seid Ihr morgen Eurer Sache sicher?

A. Levrier.

Ja, werther Herr! — wir glauben, daß die Mehrheit
Auf unsrer Seite ist.

Gerard.

Zwar thut der Herzog
Jetzt auch das Aeußerste, und mit Erfolg
Wirft er die goldnen Angelhaken aus.

A. Levrier.

Wir gönnen ihm den Fang; er reinigt nur
Uns die Partei der Edlen von dem Schmutz
Der niedrigen Gesinnung. Nützlich ist es,
Daß wir die kennen, die verächtlich sind.

Perrot.

Das ſind nur Einzelne, indeſſen jetzt
Das Volk zu Hunderten ſich zu uns ſchlägt.

Gerard.

Es lebe Berthelier! Es iſt ſein Werk.

Dumolard (zu Barmann).

Kennt Ihr das ſchöne Lied, das er gedichtet?
Auf unſer Bündniß mit den Eidgenoſſen?

A. Levrier.

So ſingen wir's. Es paßt heut grade gut! —

Alle (ſingen im Chor).

Brüder! hört die Stunde ſchlagen
Und des Hahnes Morgenſchrei! —
Wachet auf! es gilt zu wagen:
Freiheit oder Sklaverei! —
Könnt Ihr wählen? — Dort nur Knechte
Und der Herren Dienerſchaft —
Bürger hier und edle Rechte
Freier Eidgenoſſenſchaft.

Aus des Truges Labyrinthen
Gibt es einen Rettungspfad.
Kühner Muth weiß ihn zu finden,
Und es triumphirt die That.

Die der Klugheit Netze ſtellten,
Stürzt durch Eure Leidenſchaft: —
Folgt dem Beiſpiel jener Helden,
Folgt der Eidgenoſſenſchaft!

Wir zerreißen unſre Ketten,
Frei ſchon regt ſich unſer Arm.
Braucht die Waffe! ſeht, wir retten
Uns aus dieſem Sklavenſchwarm. —
Nehmt uns an als freie Brüder,
Uns als Zuwachs Eurer Kraft!
Sei der Freiheit edler Hüter
Starke Eidgenoſſenſchaft!

Während des Geſanges der dritten Strophe ſind Ph. Berthelier, Hugues und Marty gekommen. Wie ſie erſcheinen, ſtehen ſämmtliche Anweſende auf, ſingen aber die Strophe zu Ende, worauf ſie in den Ruf übergehen:

Alle.

Es lebe Hugues! es lebe Berthelier!

Hugues (etwas oratoriſch).

So ſind wir wieder hier, und nicht umſonſt
War unſre Trennung von den wackern Freunden.
Seht hier Herrn Marty, den die Republik
An unſre Stadt als Abgeſandten ſchickt. —

Alle.

Hoch Freiburg! — Hoch! — Herr Marty lebe hoch! —
(Setzen ſich.)

Marty (ſtehend).

Ich dank' Euch, werthe Herrn! — Mitbürger bald —
So hoff ich morgen Euch zu nennen! — Freunde! —
Ein ſchöner Auftrag wurde mir zu Theil,
Mit ſolchen Männern Freundſchaft anzuknüpfen: —
Sie daure lange fort in Freud' und Leid
Und mache ſtark uns gegen unſre Feinde!
(Setzt ſich.)

A. Levrier (ſtehend).

Hier iſt ein andrer Gaſt, — ein freier Mann
Des Wallis, der es treulich mit uns meint!
Ihm danken wir es, daß des Herzogs Anſchlag
Zu nichte ward. Er brachte den Bericht
Von ſeinem Plane wider unſre Stadt:
Herr Barmann, unſer Freund, er lebe hoch!

Alle (aufſtehend).

Er lebe hoch!

Barmann.

Ich dank' Euch für die Ehre!
Der Wille der Natur hat Wallis ſchon
Mit Genf befreundet. Eures Sees Fluthen,
Von unſern Bergen kommen ſie herab,

Aus unſern Thälern, unſern Gletſcherthoren. —
So nehm' ich Euren Freundſchaftsgruß zum Pfand,
Daß wir verwirklichen, was die Natur
Uns vorgeſchrieben, die Verbrüderung
Der Männer, die in dieſer edlen Stadt
Und in den Thälern wohnen von der Furca
Bis an das Felſenthor von Saint Maurice.

Ph. Berthelier.

Ihr habet, Herr' ein ſchönes Wort geſprochen.
Laßt mich erweitern ſeinen ſchönen Sinn. —
Ja' Eure Berge nähren dieſe Fluth,
Die reizend ſich zum glatten Spiegel breitet;
Und unverſiegbar ſtrömen fort die Brunnen,
Aus denen Ihr die niedre Landſchaft tränkt.
Weiß ſchäumend, wilden Laufes, ſtürzt der Strom
Zu uns herab, um ſich im mildern Lande
Zu ſammeln und zu klären, — und kryſtallen
Beſpült das Element hier unſer Ufer. —
Das möge uns ein Bild des Geiſtes ſein,
Dem wir die Herrſchaft hier erringen wollen:
Die Leidenſchaft der Unabhängigkeit
Treibt unbewußt den kräft'gen Sohn der Berge;
Doch in der feinern Bildung dieſer Städte,
Die rings das Land am Fuß der Alpen ſchmücken,
Soll ſich der rohe Freiheitsdrang veredeln
Und ſchöne Form und klaren Ausdruck leihn.

D'rum soll der Städter Wissenschaft und Kunst
Sich mit der Hirten Kraft und Freiheitssinn
Verschmelzen zu dem einen edlen Geist: —
(Er erhebt das Glas.)
Es gilt dem Bund der Hirten und der Städter!

Alle.

Es gilt dem Bund der Hirten und der Städter!

A. Levrier.

Ihr Brüder! morgen ist der große Tag,
Der unsre Rechte neu begründen soll.
Mag auch der Herzog offen zur Gewalt
Die letzte Zuflucht nehmen und mit Krieg
Uns überziehn — Wir schrecken nicht zurück. —
Drum frohen Muthes, Freunde, noch ein Lied,
Ein Morgenlied auf unsrer Freiheit Morgen!

Alle.

Herauf in Morgenpurpurglanz,
Du goldner Freiheitsbringer!
Herauf im Sonnenstrahlenkranz,
Du Finsternißbezwinger!
Wir harren Alle, harren dein,
Wir warten Deiner Fackel Schein;
Zeig' uns den Weg zum Siege! —

Im Finſtern ſchleichet unſer Feind,
Ihn hält die Nacht verborgen;
Doch wenn der Freiheit Sonne ſcheint,
Verſchwinden unſre Sorgen.
D'rum dämm're bald, brich an, o Tag'
Ob dann der Kampf auch kommen mag, —
Wir wiſſen, daß wir ſiegen! —

(Indem das letzte Wort lang ausgehalten wird, ſinkt der Vorhang.)

Dritter Act.

Scene: Marktplatz. Glockengeläut. Die Bürger strömen zur Volksversammlung und ordnen sich nach den Parteien: — Die republikanische Partei links, die herzogliche rechts. Im Hintergrunde ist in der Mitte eine erhöhte Platform mit sieben Stühlen und einem Tische vor dem mittelsten Stuhle, welchen Cl. Vaudel als Präsident der Versammlung einnimmt. Auf den übrigen sechs Stühlen nehmen links P. Levrier, Hugues und Martyn, rechts Montyon, Erlach und Rad Platz. Man hört hinter der Scene einen Männerchor aus der Ferne näher kommen. Ein Zug Bürger der republikanischen Partei kommt, zwei und zwei sich Arm in Arm führend und ein Lied nach der Melodie vom Schluß des vorigen Actes singend, auf die Bühne und stellt sich auf der linken Seite auf.

Erste Scene.

Aufziehende Bürger (Gesang).

Schon bricht die Sonne durch die Nacht,
Die Nebel ziehn von hinnen.

Heut ſoll des freien Wortes Macht
Uns unſer Recht gewinnen.
Und was das Wort gewonnen hat,
Das gute Recht, das ſoll die That
Des ſtarken Arms behaupten.

(Tiefe Stille. Das Geläut ſchweigt. Syndic Vandel erhebt ſich. Die Verſammlung entblößt das Haupt.

Cl. Vandel (laut, langſam und ſchwer).

Wir ſind, Ihr Bürger, dieſer Stadt, verſammelt,
Hier über wicht'ge Dinge zu entſcheiden.
Ihr wißt, daß unſer kleiner Rath zwei Männer
Nach Freiburg ſandte, mit der Republik,
Die uns ſchon längſt befreundet war, ein Bündniß
Und gegenſeitig Burgrecht abzuſchließen,
So daß ein jeder Genfer Bürger auch
Von Freiburg Bürger ſei, und umgekehrt,
Und beide Städte ſich in Freud und Leid
Mit allen Kräften treulich unterſtützen.
Die beiden Männer ſind zurückgekehrt
Und bringen Freiburgs beſten Willen mit.
Auch ſchickt die Republik Herrn Friedrich Marty
An unſre Stadt, um Euerer Berathung
In dieſer Sache ſelbſt mit beizuwohnen. —
Ihr wißt, der Herzog von Savoyen iſt
Dem Bündniß Feind und will uns d'ran verhindern.

Auch rathen uns die Berner dringend ab
Und mahnen Freiburg gleichfalls abzustehn.
Sie haben Herrn von Erlach abgesandt. —
Die beiden Herrn von Freiburg und von Bern
Beehren unsre heutige Versammlung
Mit ihrer Gegenwart. Ihr werdet hören,
Was sie im Namen ihrer Republiken
Euch mitzutheilen haben. Doch zuerst
Vernehmet den Bericht des Syndic Hugues,
Der in der Sache wird den Antrag stellen. —
Herr Syndic Hugues, Ihr seid ersucht zu reden!

(Setzt sich.)

Hugues (sich erhebend).

Nur kurz ist mein Bericht, doch sehr erfreulich.
Die Republik von Freiburg ist bereit
Der engsten Freundschaft Bund mit uns zu schließen,
Uns gleich zu achten ihren eignen Bürgern,
Und, wo es nöthig würde, gegen Feinde
Mit allen ihren Mitteln beizustehn,
Von uns der gleichen Freundschaft sich versehend.
So stell' ich nun im Namen beider Räthe —
Der Fünfundzwanzig und der Fünfzig — hier
Im Generalrath unsrer Bürgerschaft
Den Antrag, dieses Bündniß zu beschließen.

(Setzt sich.)

Cl. Vaudel (ſitzend).

Iſt Jemand hier, der gegen dieſen Antrag
Sich zu erklären wünſcht, der trete auf!

Lacon (vortretend).

Ich trete gegen dieſes Bündniß auf.
Ihr Bürger alle kennt die alten Rechte
Des herzoglichen Hauſes von Savoyen
An unſre Stadt —

(Unwilliges Gemurmel unter dem Volke.)

Verrot (vom Platze rufend).

Wir kennen keine Rechte
Des Herzogs über unſre freie Stadt! —

Dumolard (vom Platze rufend).

Die Stadt iſt frei und reichsunmittelbar!

Lacon.

Die Stadt iſt reichsunmittelbar *geweſen*;
Doch dieſe Zeiten ſind ſchon längſt vorbei.
Die Bürger wählten vormals ihren Biſchof,
Der dann des Kaiſers Stellvertreter war.
Jetzt wählet, wie Ihr wißt, der Papſt den Biſchof.
Der jetzige trat die Hoheitsrechte ab
An Herzog Karl, der damit Herr der Stadt iſt.
Papſt Leo hat die Ceſſion beſtätigt. —

Gerard (vom Platze rufend)

Und das Collegium der Cardinäle
Hat die Bestätigung cassirt, Herr Jacon! —

Jacon.

Ich will den Streit der Rechte fallen lassen.
Genug, der Herzog will den Bund nicht dulden.
Auch Bern verlanget dringend die Verzichtung.
Wollt Ihr daß Beide unsre Feinde werden?
Auch seh' ich nicht den Vortheil dieses Bundes.
Unnöthig scheint er mir, indessen uns
Des Herzogs Freundschaft Vielerlei verspricht.
Ich trage an, den Bund zurückzuweisen! —

(Er tritt zurück.)

Ei. Bandel

Es ist ein Antrag für den Bund verhanden,
Und einer gegen ihn. Wer wünscht zu reden
Für eine dieser beiden Meinungen?

Hugues (sich erhebend).

Ich muß noch einmal für das Bündniß sprechen.
Man will, Ihr Bürger, Euch durch Furcht bestimmen
Und ködern mit der Aussicht auf den Vortheil.
Ich hoffe, man verfehlet diesen Zweck.
Das Volk von Genf ist nicht so klein gesinnt,
Das Furcht nur und Gewinnsucht es bewegten.

Intereſſen frag' ich Euch, Ihr Bürger alle:
Wo wäre der Gewinn, der durch die Fürſten
Des Hauſes von Savoyen dieſer Stadt
Jemals gekommen wär'? — Ihr wißt es, wie
Der Herzog und der Biſchof hier verfuhren.
Seht um Euch her auf Eure edlen Männer —
Wer unter ihnen wurde nicht verfolgt?
Hat man Verrath nicht jeder Art erſonnen?
Nicht Geld erpreßt, gefoltert, hingerichtet? —
Und Jemand wagt es Freundſchaft das zu nennen?
Wenn ſo die Fürſten in der Stadt verfuhren,
In der kein Herrſcherrecht ſie noch beſitzen,
Wie würd' es werden, wenn ſie es beſäßen? —
Man will von Freiburg und den Eidgenoſſen
Zurück uns halten, um uns an Savoyen
Zu überliefern. Doch Ihr werdet wiſſen,
Wie Ihr antworten müßt auf dieſen Plan. —

Ferner (vom Platz rufend).

Es ſcheinet faſt, Ihr Herrn Republikaner
Verwechſelt Euere Perſonen mit
Den Angelegenheiten unſrer Stadt! —
Das Wohl der Stadt iſt's, das wir hier berathen,
Nicht Eure Streitigkeiten mit den Fürſten'

(Bewegung unter beiden Parteien.)

Ein Bürger (von der rechten Seite rufend).

Das Wohl der Bürger iſt's, um das ſich's handelt.

Ein Anderer.

Ihr konntet mit den Fürsten Frieden halten!

Brandis (vom Platz rufend).

Ja! in der That! es ist nicht leicht zu sehn,
Wie die Persönlichkeiten, die Herr Hugues
Für gut hält zu berühren, mit der Frage,
Die uns beschäftigt, in Verbindung stehn.
Wenn Genfer Bürger sich verdächtig machten
Verbrecherischer Absicht, war's natürlich,
Daß sie dem Richter in die Hände fielen.
(A. Levrier springt mit Leidenschaft vor, um zu reden. Ph. Berthelier hält ihn zurück.)

Perrot (rubig vortretend).

Die Republik besteht aus ihren Bürgern,
Und die Gewaltthat, die den Einen trifft,
Trifft Alle. Wenn Ihr Herzoglichgesinnten
Für Euch es überflüssig achtet, durch
Den Schutz mitbürgerlicher Lieb' und Achtung
Gestützt zu sein, so ist das Eure Sache. —
Doch diese Männer, die der Herzog lang
Mit seinem Haß verfolgt, — wir achten sie
Für unsre Vesten; — merkt Euch das, Ihr
Herrn!

Monthon (ſich erhebend).

Erlaubt, daß ich die Dinge praktiſch nehme.
Ihr Herren da, die Ihr die Republik
So ſehr empfehlet, wollt uns glauben machen,
Sie ſei des Glückes einz'ge Quelle. — Doch,
Wenn unſerm Glück ein Fürſt entgegen wär': —
Wann hat der höchſte Glanz der Stadt beſtanden?
Als wir drei Fürſten in den Mauern hatten:
Amé den Achten, Herzog von Savoyen —
Als fünfter Felix damals Papſt — ſodann
Den Herzog ſeinen Sohn, und unſern Biſchof.
Da blühten Künſte, Handel und Gewerbe,
Und Reichthum war in Jedermannes Hand'
Wir zehren noch von jener guten Zeit
Und ſtänden ſelber thöricht uns im Licht,
Wenn wir dem Herzog nicht entgegenkämen.
D'rum ſprech' ich gegen die Vereinigung
Mit Freiburg und den Eidgenoſſen, die
Uns hindert, uns Savoyen zu verbinden.

(Setzt ſich.)

Pierre Levrier (ſpricht im Sitzen und mit Unterbrechungen).

Die Krankheit raubte mir — des Wortes Kraft —
Doch will ich nicht in dieſer Sache ſchweigen, —
Wo unſre — Zukunft — auf dem Spiele ſteht. —
Mitbürger, höret meinen letzten Worten! —
Denn ſchwerlich ſprech ich mehr im Generalrath: —

Es iſt nicht wahr, daß es die Fürſten waren,
Die unſrer Stadt zu Ehr und Reichthum halfen! —
Es war die Thätigkeit — das Selbſtgefühl —
Von freien Bürgern — die ſich ſelbſt regierten. —
Nicht ohne Wirkung — freilich — war der Fürſten
Anweſenheit, — doch ohne gute. —
Denn tief iſt die Verderbniß eingeriſſen,
Wenn man es wagen darf, hier öffentlich
Der Freiheit letzte Reſte — auszubieten! —
Doch ſeh' ich beſſre Zeiten kommen: —
Schon habt Ihr Euch ermannt —
Und ſchlechter Rath —
Trifft Euer Ohr umſonſt. —
Ich ſehe junge, tapfre Führer, —
Die Euch den Weg zur Freiheit zeigen —
Und nicht des eignen Lebens ſchonen. —
Seid Ihnen treu — und dauert aus —
Und werdet frei! —

(Lange Stille.)

Jacob (vom Platze rufend).

Herr Syndic Levrier ſpricht aus altem Groll,
Den er dem Biſchof und dem Herzog hegt.
Bedenkt, Ihr Bürger, ruhig Eure Sache:
Auf einer Seite liegt der ſichre Vortheil,
Der Nutzen unſrer Stadt; — die Herrſchſucht nur
Unruhiger Köpfe ſeh' ich auf der andern.

Die Republik verlangen ſie als Feld
Für ihren Ehrgeiz, ihre Theorien,
Die unſre Stadt ſehr wohl entbehren kann.
Ihr werdet hier auf das Reelle ſehn' —

L. Leurier (vom Platze rufend).

Ha' das iſt ſchamlos! ſchamlos, Apoſtat! —

Ph. Berthelier (vom Platze rufend).

Du zeigſt, was eine Penſion vermag!

Jacou (vom Platze rufend).

Wer zeigte uns den Weg der Penſionen,
Als du, der Kaſtellan von Peney iſt —
Des Biſchofs Mann? — Wie darfſt Du jetzt uns tadeln? —

Ph. Berthelier (vom Platze).

Wenn ich das Beiſpiel gab, ein Amt zu nehmen,
So geb' ich's jetzt, der Pflicht mich zu entled'gen,
Die mit dem Wohl der Stadt ſich nicht verträgt.
(Er tritt vor in den freien Raum mitten vor den Tiſch, zieht ein Papier hervor und hält es gegen das Volk.)
Seht meinen Amtsbrief hier —
(Er zerreißt ihn und wirft ihn auf den Boden.)
Er iſt zerriſſen! —
(Zur Gegenpartei hin rufend.)

Nun thut desgleichen, Ihr da, meine Herrn!

(Er macht, indem er fragend nach ihnen sieht, eine Pause und geht endlich, indem er sich verächtlich wendet, an seinen Platz zurück, worauf das Volk in Beifall ausbricht.)

El. Vandel.

Ihr Herrn von Bern und Freiburg, seid gebeten —
So fern Ihr etwas beizufügen habt —
Dem Volk von Genf in eigener Person
Die Meinung Eurer Stände zu erläutern.

Marty (sich erhebend)

Es drängt sich Freiburg dieser Stadt nicht auf
Und wartet, was man heute hier beschließt.
Doch halten treu wir, was wir Euch versprochen. —
So wiederhol' ich feierlich hier vor
Dem ganzen Volk von Genf: mit Gut und Blut
Wird Freiburg, wenn Ihr diesen Bund beschließt,
Euch beistehn, gegen wen es immer sei,
Und wären selbst es unsre werthen Freunde,
Die eigennützig hier und kleinlich denken.

(Setzt sich.)

Erlach (sich erhebend).

Was ich gehört, erregt mir schwere Sorgen.
Auf beiden Seiten geht man hier so weit,
Daß sich der Friede kaum erhalten wird.

In dieſer Angelegenheit iſt Bern
Vielfach betheiligt, und wir ſind entſchloſſen,
Der alten Rechte Geltung zu erhalten. —
So mahne ich, Ihr Herrn von Genf, Euch ab
Von dieſem Bund mit Freiburg; doch zugleich
Vom engeren Verbande mit Savoyen.
Denn jede Aenderung der alten Rechte
Muß hier den Frieden ſtören, und es iſt
Der Wille Berns, daß er erhalten bleibe! —

(Setzt ſich.)

Ph. Berthelier (vortretend).

Zu allen Zeiten noch hat unſer Genf
Die alten Rechte mit Erfolg behauptet.
Die Römerherrſchaft hat die Stadt erlebt;
Burgundiſch, gothiſch, fränkiſch, arelatiſch,
Zum zweiten Mal burgundiſch war ſie, dann
Zum Reich gehörig bis auf dieſe Stunde: —
Sie zwar vereint mit einem größern Ganzen,
Doch ihr Geſetz ſich ſelber gebend, frei,
Ihr eigner Richter und Verwalter immer, —
Bis dieſes Fürſtenhaus Savoyen kommt,
Herrſchſüchtig ohne Maß, und falſch, und diebiſch,
Sich bei der Zukunft eine Königskrone
Beſtellen will auf unſre Koſten — nein! —

(Bewegung unter dem Volke, die allmälig zu lauter Reclamation ſteigt. Nach wieder eingetretener Ruhe fährt Berthelier mit laut erhobener Stimme fort.)

Ich ſeh', Ihr ſeid die alten Genfer noch! —
(Abermaliger Beifallsruf.)
Nein! — Eure Freiheit wollt Ihr nicht verſchachern!
Zu Unterthanen ſeid Ihr nicht gemacht!
(Lauter ſtürmiſcher Beifallsruf.)
Doch — wollt Ihr frei ſein — wählet freie Männer
Zu Euern Freunden. Freiburgs Bürger bieten
Die brüderliche Hand zum Bund Euch dar.
Ergreift die Hand! Es iſt zu Eurem Heil.
Sie geben uns, wir geben ihnen Kraft,
Und mit einander ſtehn wir ſicher da.
Es knüpft uns Freiburg an die Eidgenoſſen. —
Seht um Euch her: — Die Welt wird immer ſchlechter.
Man unterdrückt des Rechtes letzte Reſte.
D'rum helfet Ihr im Bund mit andern Freien
Der Unterdrückung eine Grenze ſetzen: —
Es gehe aus von dieſem edlen Bund
Der Geiſt erneuter Freiheit und erſchaffe
Aus dem Verfalle eine neue Welt!
(Geht unter anhaltendem, ſtürmiſchem Beifall an ſeinen Platz zurück.)

El. Vaudel (auch erhebend).

Zur Abſtimmung iſt nun die Frage reif.
(Pauſe.)
Wer für den Bund mit Freiburg ſich entſcheidet,
Der heb' zum Zeichen ſeine Hand empor! — —
(Die große Mehrheit der Bürger erhebt die Hände.)

Es iſt die Mehrheit — und — der Bund beſchloſſen! —

(Lebhafte Bewegung unter dem Volke.)

Marty (ſich erhebend).

So grüß' ich Euch, Ihr edlen Genfer Männer,
Nun als Verbündete und theure Brüder!
Denn Kinder einer Mutter ſind wir nun.
Ja, Brüder, und das edelſte der Bänder,
Das Band der Brüderſchaft aus freier Wahl,
Umſchlinget Genf und Freiburg. Sei's zum Heil
Für beide. Nochmals ſeid gegrüßt!

(Er ſchüttelt erſt dem Syndic Levrier, dann dem Syndic Hugues die Hand, indem er ſich ſetzt.)

Gl. Vandel.

Hat Jemand einen Antrag noch zu ſtellen?

Ph. Berthelier (vortretend).

Herr Syndic, ich! —

Gl. Vandel.

So tragt ihn vor! —

Ph. Berthelier.

Die gute Sache hat für jetzt geſiegt,
Und eine neue Zeit beginnt für Genf.
Doch ſoll ſie dauern, — müſſen wir ſie ſichern;
Denn unſre Feinde wirken raſtlos fort.

Drum höret mich: — Ich ſtelle hier den Antrag
Auf ein Geſetz, das den zum Tod verdammt,
Der gegen dieſen Bund mit Freiburg ferner
Im Rath ſich zu erheben wagen würde.

(Tiefe Stille und lange Pauſe.)

Cl. Vandel (ſich erhebend.)

Ihr habt gehört: — Ein Antrag iſt geſtellt
Auf ein Geſetz, das den zum Tod verdammt,
Der gegen dieſen Bund mit Freiburg ferner
Im Rath ſich zu erheben wagen würde. —

(Pauſe.)

Iſt Einer hier, der andrer Meinung iſt?

(Tiefe Stille und lange Pauſe.)

'S iſt Keiner da, der andrer Meinung iſt' —
So habt Ihr das Geſetz hiermit beſchloſſen,
Und Euer Wille ſichert dieſen Bund.

(Pauſe.)

Ihr habet, Bürger, würdig Euch bewährt:
Aus dieſem Geiſte kann nur Gutes kommen.
Den Grund habt Ihr gelegt zu neuem Leben,
Das ſchön und kräftig ſich entfalten ſoll.
Laßt jede Tugend blühn in unſrer Stadt,
Die freier Männer Sinn und Thaten ziert.
Gerechtigkeit und Tapferkeit und Fleiß,
Den ſchönen Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt,
Das edle Maß in Allem, was Ihr thut: —

Und dieſe Stunde wird auf ſpäte Zeiten,
Zu Eurer Ehre und der Welt zum Heil,
In ihren Folgen unvergänglich ſein. —

(Pauſe. Gl. Vandel verläßt ſeinen Platz. Das Volk, die Häupter bedeckend, kommt in Bewegung. Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Saal in der herzoglichen Wohnung.

Erſte Scene.

Karl, Philipp, Johann, Louis, Montyon, Jacon, Brandis, Ferner, Conſeil.

Montyon.

Was wir vermocht, das haben wir gethan.
Drum laßt es uns, Herr Herzog, nicht entgelten,
Was Andere beginnen hier in Genf.

Karl.

Es iſt mir Euer Eifer wohlbekannt.

Tacon.

So gebt uns, Herr, Gelegenheit, ihn bald
Wirksamer als bisher Euch zu beweisen.

Montvon.

Das ist es, was wir jetzt von Eurer Hoheit
Erbitten wollten. Gebt uns die Erlaubniß,
Genf zu verlassen, bis in diese Stadt
Ihr Euren herzoglichen Hof verlegt.
Die Männer, welche jetzt die Oberhand
Beim Volke haben, sind uns so sehr Feind,
Daß keine Wirksamkeit für uns hier bleibt.

Karl.

Es thut mir leid, daß Eure Stellung hier
So schlecht geworden; denn ich brauch' Euch g'rad
In Eurer Stadt hier mehr denn jeden Andern.
D'rum wünsch' ich, daß Ihr bleibt. Ihr sollt nicht lang
Auf Rache an den Gegnern warten müssen.
Euch, junge Herren (zu Brantis und Ferner), will ich
mit mir nehmen.
Es sind mir Eure Wünsche schon bekannt,
Und bei den Waffen seid Ihr gut am Platz.
(Gegen die Genfer Herren gewendet.)
Ihr Genfer Herrn, wir sind Euch wohl gewogen!
(Montvon, Tacon, Brantis, Ferner, mit Ehrfurchtsbezeugung ab. Der Herzog zu Conseil:)
Ihr, Conseil, wißt, was ich Euch aufgetragen. —

Philipp (einfallend).

Ich bitte, Bruder, hör' mich noch einmal!
Laß deiner Herrſchſucht, deinem blinden Trieb
Des Haſſes und der Rache nicht den Lauf.
Des Herzogs von Savoyen iſt es würdig
Mit ritterlichen Waffen nur zu ſiegen.

Karl

Mit ritterlichen Waffen nur zu ſiegen? —
Auch über unverſchämt gewordne Bürger?
Des Herzogs von Savoyen wär' es würdig,
Verhöhnen ſich zu laſſen vor der Welt? —
Ich weiß, Du nahmſt, Graf Philipp, die Partei
Der Feinde unſres Hauſes ſchon als Biſchof
Und zeigeſt wenig Liebe mir als Bruder

Philipp.

Du irreſt, Karl; denn als Dein Bruder war
Ich für den Vortheil unſres Hauſes ſtets.
Und wenn als ſouverainer Biſchof Genfs
Ich Deinen Nutzen nicht bedenken konnte,
Weil meine Pflicht gebot die Stadt zu ſchützen,
So trat ich ab vom Bisthum, wie Du weißt,
Um Deinen Plänen freie Hand zu laſſen. —
Ich weiß ja wohl, Du brauchſt dieſe Stadt:
Du kannſt Savoyen, Breſſe, Waad und Bugey
Unmöglich ohne Genf zuſammenhalten.

Doch, wenn ich wirklich Deinen Vortheil will,
So kann ich nicht zu falschen Mitteln rathen.
Die Stadt hat reichsunmittelbares Recht.
Du solltest d'rum mit Vorsicht sie behandeln
Und nicht durch Grausamkeit, Gewalt und Hochmuth
Den Widerstand zur höchsten Höhe treiben:
Es ist das ungerecht und unpolitisch.

Karl.

Was? ungerecht und unpolitisch, wenn ich
Bescheidenheit im Bürgerstand erhalte
Und stolze Köpfchen von den Schultern nehme?

Philipp.

Die stolzen Köpfchen, Bruder, wachsen nach.
Wie aus dem Stolz Demüthigung entspringt,
Wenn unberechtigt er das Haupt erhebt,
So stellt dem Hochmuth der gerechte Stolz
Der besseren Natur sich gegenüber.
Und diese Stadt ist nicht gemeiner Art;
Viel edler Kräfte rühmet sich dies Volk.
D'rum denk' an Oestreich und die Eidgenossen!
Ja, — wolltest Du in andrem Geiste herrschen —
Es wäre möglich mit den Bürgern Dich
In Freundschaft zu verständ'gen; doch mit diesem, —
Mit diesem Geist des Hochmuths scheitern Du!

Karl.

Jetzt, Bruder, ſchweig' und reize mich nicht weiter!
Laß Dich zum Genfer Ehrenbürger machen,
Wenn dein Geſchmack ſo niedrer Art ſich zeigt! —
Doch hüte Dich! — Du kennſt mich wohl genug!

Philipp.

Du willſt es ſo, und ich gehorche Dir.
Ich laſſe Dich allein: thu', was Du willſt.

(Ab.)

Karl (zu Conſeil).

Ihr habet meinen Willen recht verſtanden? —

Conſeil.

Ja, gnäd'ger Herr!

Karl.

Dann geht und führt ihn aus.
Doch denkt, Ihr bürget mir mit Eurem Kopf
Für das Gelingen. Uebermorgen früh
Erwarte ich in Lyonon den Bericht
Daß mein Befehl von Euch vollzogen. — Geht! —
(Conſeil ab. Der Herzog zu den Uebrigen.)
Es iſt mein Wille, daß wir morgen früh
Mit erſtem Tageslicht die Stadt verlaſſen.
Wir reiten aus mit wenigem Gefolg,

Sowie das Thor geöffnet wird. Vorher
Soll Niemand wiſſen, daß wir gehn. Ihr beiden
Hochwürd'gen Herren macht die Reiſe mit.
D'rum haltet Euch zur rechten Zeit bereit.

(Johann und Louis ab. Karl allein.)

Nun iſt mir leichter. — Ja — das fehlte noch,
Die Weisheit meines Bruders anzuhören.

(Er hält inne.)

So! — Todesſtrafe gegen Jeden, der
Im Rathe ferner gegen Freiburg ſpräche?

(Er ſchlägt ein höhniſches Gelächter auf.)

Ihr ſeid nur Dilettanten im Regieren.
Wenn ich will köpfen, brauch' ich kein Geſetz!

(Ab.)

Zweite Scene.

Zimmer im Hauſe Ph. Bertheliers.

Ph. Berthelier (eintretend).

Nach langer Arbeit endlich ein Erfolg

(Er legt Hut und Schwert ab und ſetzt ſich.)

Was heut geſchehn iſt, läßt ſich nimmermehr
Rückgängig machen; und es iſt der Zweck,
Für den ſo lange wir gewirkt, erreicht.
Noch ſchwere Kämpfe werden ſich erheben,
Und manches Opfer wird vielleicht noch fallen;

Doch dieſes Tages Schöpfung wird beſtehn.
Die Tyrannei wird ihren Thron nicht hier
In dieſem Paradies der Freiheit gründen.

(Graf Philipp in einen Mantel gehüllt, den Hut ins Geſicht gedrückt, tritt ein. Berthelier ſteht raſch auf, ihn fixirend.)

Wen ſeh' ich vor mir?

Philipp.

Einen Freund, der Euch
Will warnen vor Gefahr.

Ph. Berthelier.

Ihr meint es gut;
Doch würd' ich ſelbſt mich täglich zehnmal warnen,
Wenn mir der Sinn nicht fehlte für die Furcht.
Es iſt ein Mangel, — doch ich kann nicht helfen.

Philipp.

Entflieht aus Genf! der Herzog ſtellt Euch nach.

Ph. Berthelier.

Du ſcherzeſt Mann! Wenn Du mich kennſt, ſo weißt Du,
Daß ich nicht fliehe. Doch wer biſt Du? zeige
Dich unverhüllt, wenn Du nichts Böſes willſt.

(Philipp enthüllt ſich.)

Graf Philipp? — Ihr? — Ihr warnt mich vor dem Herzog?

Vor Eurem Bruder?

Philipp.

Hör' mich, Berthelier!
Der Herzog ſtellt Dir nach. Kaum dieſe Nacht
Biſt Du noch ſicher in der Stadt. Entfliehe!

Ph. Berthelier.

Ich kann es nicht verſtehn? — Ihr warnet mich
Vor Eurem Bruder? —

Philipp.

Hör' mich ruhig an!
Ich bin des Herzogs Bruder, und unmöglich
Kann gegen unſres Hauſes Politik
Ich mich auf Seite Eurer Freiheit ſtellen.
Ich müßte ganz mit meinem Bruder brechen.
Ich müßte Genfer Bürger werden, müßte
Die Waffen gegen meinen Bruder führen. —
Das will ich nicht. — Dich aber acht' ich hoch.
Du biſt ein edler Mann, zu dem mein Herz
Sich längſt gezogen fühlte, und ich möchte
Dein Haupt der Hand des Henkers gern entreißen.
Entflieh aus Genf und gieb mir das Verſprechen
Niemals zurückzukehren! — Geh nach Freiburg!
Dort biſt Du Bürger ſchon. Du findeſt dort
Die Republik, die Du hier gründen willſt.
Errette Dich und flieh noch heut aus Genf! —

Ph. Berthelier.

Ich glaube Dir, daß Du es redlich meinſt.
Du rührſt mich, und dankbar iſt mein Herz
Für Deine Freundſchaft, — doch Du kennſt mich nicht,
Wenn Du geglaubt, daß durch kleinmüth'ge That
Ich dieſes Tages Werk zu widerrufen
Vermöchte. Nein! mein edler Graf!
Wenn ich für meinen Zweck mein Leben wagte,
Kann ich den Zweck nicht opfern für mein Leben.

Philipp.

Doch kannſt Du wirklich Deinen Zweck erreichen?
Des Herzogs Länder ſchließen rings Euch ein,
Und zwiſchen Euch und Freiburg liegt die Waad,
Die uns gehört; — was wird der Bund Euch nützen?
Verwickeln wird er Euch in ſchlimmen Streit: —
Die Republik — Du wirſt ſie nicht begründen!

Ph. Berthelier.

Du ſiehſt die Dinge, wie ſie eben ſind,
Und — ſind ſie gut — iſt das die rechte Art
Sie anzuſehn. Doch ſind ſie ſchlecht, dann fragt
Sich's wie ſie *ſein* und wie ſie *werden ſollen*.

Philipp.

So denkſt Du auch die Waad uns zu entreißen?

Ph. Berthelier.

Entreißen? — nein' — doch könnt Ihr ſie verlieren.

Philipp.

Denkſt Du die Welt zur Republik zu machen?

Ph. Berthelier.

Zu machen? — nein' — auch werd' ich's nicht erleben,
Selbſt wenn dein Bruder mich nicht morden läßt.
Auch Kindeskinder werden's nicht erleben.
Und dennoch wird der Tag einſt kommen, wo
Die Welt aus freien Staaten nur beſteht,
Wo freier Bürger glückliche Vereine
In ſchöner Eintracht an einander grenzen
Wo Jeder, Jeder g'rad das Haupt erhebt,
Und keine Sklaven mehr die Erde trägt.

Philipp.

Es ſieht der Speculant das ferne Ziel,
Der Träumer weiß es herrlich auszuſchmücken.
Doch für ein Ziel, das, wie du ſelber denkſt,
Jahrhunderte gewiß noch von dir ſcheiden,
Das Leben preißzugeben, — iſt das weiſe?

Ph. Berthelier.

Der Eine hält ein fernes Ziel im Auge
Und kennt den Weg nicht, der zum Ziele führt:

Der Andre ſieht den nächſten Schritt des Weges,
Doch kennt er nicht des Weges Ziel.
Der Weiſe kennt das Ziel und kennt den Weg.
Er kennt die Schritte, kennt die Ruhepunkte,
Und in des Geiſtes klarem Spiegel tritt
Das Fernſte mit dem Nächſten ihm zuſammen,

Philipp.

O, höre mich! — Ein jedes Wort erhöht
Die Leidenſchaft, dein Leben zu erhalten! —
Entflieh' nur jetzt! — es kann ſich ſpäter ja
Für dich der Weg zur Rückkehr bahnen laſſen.

Ph. Berthelier.

Es iſt umſonſt; — es kann nicht ſein, mein Freund! —

Philipp.

Sieh' meine Thränen, Berthelier! o fliehe! —
(Er umarmt ihn.)

Ph. Berthelier (ihn abwehrend).

Was willſt Du mir den alten Kampf erneun,
Den meine Seele oftmals ſchon gekämpft?
Nein! nein! und nochmals nein! — es iſt unmöglich! —

Philipp.

So muß ich gehn! — die Stunden fliehen ſchnell —
Bald liegt mir Genf im Rücken. Müßt' ich nie
Es wiederſehn —
(Er läßt Berthelier raſch los und eilt hinweg.)

Ph. Berthelier (allein).

Ein edler Mann! und doch —
Wenn nicht so wahr sein Herz gesprochen hätte,
Ich hätt' es nur für List gehalten, mich
Hinwegzutreiben. — Nein, er sprach die Wahrheit.
Und in der That — wie sollt' es anders sein?
Gezwungen hat der Herzog nachgegeben;
Mit innerm Ingrimm mußt' er Zeuge sein,
Wie, unbekümmert um sein fürstlich Wollen,
Die Bürger frei ihr eigen Wohl beriethen.
Das ist zuviel für dieses Mannes Stolz.
In seinem Herzen brütet nun die Rache,
Und was er kochend in der Brust verschließt,
Dem schafft er Luft, sobald er kann. —
Was soll ich thun? — Ich kann an unsre Freiheit
Und unser Recht kein Fragezeigen hängen.
Auf diesem guten Rechte will ich stehn.
Der Mord allein bleibt meinem Feinde übrig.
Auch das ist schon ein Sieg. — Indessen sei
Heilsame Vorsicht nicht versäumt. Ich suche
Jetzt Amé und die andern Freunde.

(Nimmt Hut und Schwert und will rasch abgehn. Frau Berthelier tritt ihm entgegen.)

Frau Berthelier (im Tone zärtlichen Vorwurfs).

Theurer!
Kaum bist Du da, und wieder eilst Du fort! —
Hast Du so spät Geschäfte noch im Rathe?

Ph. Berthelier.

Sie ſind vollendet —

Frau Berthelier.

O, ſo bleibe hier!
Stets ſeh' ich von Gefahren Dich umringt.

Ph. Berthelier (den Arm um ſie ſchlingend).

Erheitre dich und faſſe guten Muth! —
Du weißt es, welchen Sieg wir heut' errangen.
Sei ruhig, theure Jeanne! — (Er liebkoſ't ſie.)

Frau Berthelier.

Ach, ich bin es,
Wenn Du mich tröſteſt, wenn Du bei mir biſt.
Nur in der Einſamkeit erzeugt
Die Phantaſie mir ſchwarze Bilder.
Ich kämpfe, wie ich kann,
Doch will's nicht immer mir gelingen.

Ph. Berthelier.

Ich weiß es wohl — ich kann Dir wenig ſein
In dieſer Zeit der Unruh und des Kampfes.
Es thut mir weh, daß ich's nicht ändern kann,
Und mein Herz leidet wie das Deine. —
Du biſt ein edles Weib und wirſt es tragen,
Und der Gedanke unſers großen Zieles
Wird dich erheben und Dir Kraft verleihn.

Frau Berthelier.

O, ſprich, Geliebter! — hoffſt Du beſſ're Zeiten?

Ph. Berthelier.

Was, meine Freundin, nennſt Du beſſ're Zeiten? —
Wann endlich wir im offnen Kampfe ſtehn,
Im offnen Kampfe gegen all' das Schlechte,
Das jahrelang die Seele uns empört,
Dann iſt der Kampf Genuß und höchſtes Glück,
Und dieſe Stürme ſind die beſte Zeit.

Frau Berthelier.

Du ſprichſt als Mann, den nur die Leidenſchaft
Der That bewegt; — o, ſprich auch als mein Freund! —
Was hoffſt Du von der Zukunft? — ſag', Geliebter!

Ph. Berthelier.

Ich hoffe von der Zukunft alles Gute,
Ich hoffe, daß wir nicht vergebens kämpften,
Und daß wir hier der Freiheit Grund gelegt. —
Komm', laß uns gehn, der Abend dämmert ſchon.
Ich ſuche Amé bei den Bürgern. Du
Erwarte mich im Hauſe ſeines Vaters.
Der wackre Alte hat den letzten Reſt
Von ſeiner Kraft der Freiheit heut geopfert.
Wir wollen ihm die Stunden noch verſüßen.

(Sie hängt ſich ſchmeichelnd an ſeinen Arm. Beide ab.)

Dritte Scene.

Nacht. Dunkle Straße mit dem Hauſe des Syndic Levrier. Vor dieſem eine ſteinerne Bank.

Cl. Vandel und Erlach. (Treten aus dem Hauſe.)

Cl. Vandel.

Und morgen wollt Ihr wirklich uns verlaſſen?

Erlach.

Bei Tagesanbruch. Meine Zeit iſt kurz.
Ich eile ſehr nach Bern zurück. Wie heute
Bei euch die Dinge ſich entwickelt haben,
Bedarf ich neuen Auftrags unſers Rathes.

Cl. Vandel.

So laßt mich, Herr, noch offen mit Euch reden: —
Es iſt der Wunſch von Genf, die Freundſchaft Berns
Sich zu erwerben, aber Bern bleibt kalt.
Ihr wollt den Zuſtand, wie er iſt, erhalten,
Obſchon Ihr wißt, daß er unhaltbar iſt.
Was kann das heißen? — Sinnlos ſeid Ihr nicht! —

Was wollt Ihr alſo? — hier in Genf antwortet
Ein jeder Bürger auf der Gaſſe Euch:
„Die Berner wollen hier im Trüben fiſchen!“
Daß nirgends Euern Vortheil ihr vergeßt,
Iſt ganz natürlich, und ich tadl'es nicht;
Allein ich tadl'es daß Ihr Euern Vortheil
So klein verſteht — ja, in der That, ſo klein! —
Wollt Ihr Spartaner ſein, ſo ſeid's! — jedoch
Bedenkt, daß wir nicht zu Heloten paſſen! —
Es iſt ein Mißgriff, den Ihr da begeht
In Eurer Politik. — Und überhaupt:
Sich auf des Nachbars Koſten zu erheben,
Das mag für Länder paſſen, die Beſitz
Von Dynaſtien ſind, doch nicht für Staaten
Von freien Bürgern gegen eben ſolche.
Denn freie Menſchen unterſtützen ſich
In ihrer Freiheit, wo es immer ſei.

Erlach

Ihr habt nicht Unrecht, Herr, in Eurer Rede,
Und gern bekenn' ich Euch, daß meine Meinung
Von Eurer Sache ſich verändert hat.
Es hat der Geiſt in Eurer Volksverſammlung
Mich in Bewunderung verſetzt; — und laßt
Mich ſagen, daß ich jetzt zu Hauſe gern
Das Wort für Eure Freiheit führen werde.

El. Vandel.

So ſcheiden wir als Freunde, werther Herr!
Und frohen Muthes blick' ich in die Zukunft.
Der ſchöne Bund von freien Männern, den Ihr
Dort an der Reuß und Aare habt geſchloſſen,
Nimmt brüderlich uns auf und ſchlingt den Arm
Noch liebend um des Leman blaue Fluthen. —

Erlach.

So lebet wohl!

El. Vandel.

Kehrt froh nach Haus zurück! —
Erwerbet uns die Freundſchaft Eures Volks
Und bringt ſie mit Euch, wenn Ihr wieder kommt! —
(Reichen ſich die Hand und gehen nach verſchiedenen Seiten ab.)

Vierte Scene.

Conſeil und ein Verhüllter. (Treten mit einem Haufen biſchöflicher Söldner auf.)

Der Verhüllte (leiſe ſprechend).

Dies iſt ſein Weg. Er geht ihn jeden Abend
Mit ſeinem Freund. Dies iſt des Syndic Haus.

Conſeil (ebenſo).

Es kann nicht fehlen. Treten wir zurück.
(Sie theilen die Mannſchaft in zwei Abtheilungen und laſſen beide in Seitengaſſen zurücktreten.)

Der Verhüllte (leiſe).

Dort kommen zwei Herrn. — Er iſt es ſchon
Mit ſeinem Freunde.

Conſeil (ebenſo).

Eilig d'rum zurück!
(In die Seitengaſſen ab.)

Fünfte Scene.

Ph. Berthelier und A. Levrier.

Ph. Berthelier

Und nun, mein Freund! — nun laß' uns die Bedingung
Des neuen Lebens tiefer faſſen. — Wenn
Die Menſchheit ihren Acker neu beſtellt,
Zu neuer Ernte neuen Samen ausſtreut,
Dann ladet ſie die Völker ein zur Arbeit.
Die Völker, welche, folgend ihrem Ruf,

Mit hellem Blick dem neuen Geiſt die Stätte
Bei ſich bereiten, ſind der Freiheit ſicher.
Sie werden blühn auf lange Zeit, indeß
Die andern ſich auf lange Zeit um Freiheit
Und um des Lebens Glück und ſchönſten Ruhm
Betrogen haben. — Prüfe nun die Zeit!
Laß Deine Blicke ſchweifen! — Sieh! das Unkraut,
Das, auf der Kirche altem Acker wuchernd,
Der Freiheit guten Samen in den Völkern
Erſtickt — die Zeit iſt angekommen, wo
Es mit der Wurzel ausgeriſſen wird.
Man macht den Anfang. Große Dinge gehn
In Deutſchland vor. Was Luther dort begonnen,
Es rückt das Werk in unſre Nähe vor.
In Zürich predigt Zwingli neue Lehren.
Den neuen Geiſt muß unſer Genf erfaſſen,
Dann hat es ſeine Zukunft ſich geſichert. —
Das Ziel laß uns im Auge halten, Freund! —

A. Levrier.

Erreichen werden wir's, wenn Du uns bleibſt;
Doch zittr' ich, Freund, für Deine Sicherheit.
Um ſo gewiſſer drohet Dir die Rache,
Jemehr Dein Wirken mit Erfolg ſich krönt..

Ph. Berthelier.

Und glaubſt Du, daß ich das mir je verhehlt?

Wer einen Baum gepflanzt, muß ihn begießen,
Vielleicht zuweilen mit dem eignen Blut.

A. Levrier

O Freund!

Ph. Berthelier

Und bebeſt Du zurück?

A. Levrier

Nein! nein! —
Wo Du vorangehſt, bin ich Dir der Nächſte.

Ph. Berthelier

Du trittſt an meine Stelle, wenn der Fürſten
Lang aufgeſparte Rache mich ereilt.
Dann wirkeſt Du, ſolang es Dir vergönnt iſt.
Es treten Andre dann an Deinen Platz: —
So ſchlecht wird nie die Welt, daß es der Freiheit,
Wenn ihre Stunde ſchlägt, an Helden fehlte.

A. Levrier

O, könnt' ich Dir vorangehn, edler Freund,
Um die Gefahr von Deinem Haupt zu nehmen!

Ph. Berthelier

Nicht jedes Opfer hat die gleiche Wirkung.

Iſt es der Jüngling, der begeiſtert ſtirbt
Für das, was Phantaſie und Herz ihm füllt,
Dann hält die ſchöne That ſich im Gebiet
Des Ideales, wie ein ſchön Gedicht; —
Doch wenn der Mann, den man für weiſe hält,
Sich für den klar erkannten Zweck gefährdet,
Dann kommt der Zweck zur Klarheit auch für Andre
Und rücket nah zur Wirklichkeit heran.
D'rum geh' ich der Gefahr nicht aus dem Wege. —
Nun komm' herein. — —

(Sie gehen auf Levrier's Haus zu: plötzlich treten ihnen Conſeil und der Verhüllte mit gezogenen Degen entgegen.)

Conſeil.

Halt! — In des Herzogs Namen
Verhaft' ich Euch!

(Berthelier und Levrier ziehen die Degen.)

Berthelier.

In welches Herzogs Namen?
Treibt er hier Straßenraub in unſrer Stadt?

(Die beiden Soldatenhaufen brechen hervor und umſchließen Berthelier und Levrier. Dieſe ſuchen ſich mit dem Degen durchzuſchlagen. Levrier wird von Berthelier getrennt, Beide entwaffnet.)

Conſeil (zu den Söldnern, auf Berthelier zeigend).

Nehmt dieſen! — Vorwärts. — (Auf Levrier zeigend.)
Dieſen laſſet frei!

(Die Söldner faſſen Berthelier in ihre Mitte und ziehen mit ihm, indem ſie Levrier frei laſſen, in größter Geſchwindigkeit ab.)

A. Levrier (erſchöpft).

Es iſt geſchehn! — o unglückſel'ge Stunde!

(Er ſteht einen Moment wie betäubt, dann beſinnt er ſich raſch, laut rufend:)

Verrath! Verrath! heraus, heraus, Ihr Bürger!

Stimmen.

Wer ruft? was iſt geſchehn?

A. Levrier.

Heraus, Ihr Bürger!
Man führt hier Berthelier gefangen fort!

Fr. Berthelier (in Aufregung aus Levrier's Haus eilend).

Was iſt geſchehn? — Gott! — wo iſt Philibert?
Ich hörte ſeine Stimme. Sprecht, wo iſt er?

A. Levrier

Beruhigt Euch! wir werden ihn befrein.

(Bürger kommen bewaffnet aus den Häuſern.)

Fr. Berthelier.

Wo iſt er? ſprecht'

Ein Burger.

Erzählt! was iſt geſchehn?

A. Levrier.

Des Biſchofs Söldner führten Berthelier
Gefangen fort.

Fr. Berthelier

Das werdet Ihr nicht dulden!
Ihr rettet ihn, des Volkes treuen Freund!

(Die Menſchenmenge auf der Straße vermehrt ſich.)

Stimmen aus der Menge.

Wir retten Berthelier!

A. Levrier.

So ſetzet nach!
Sie ſind nicht weit! Vielleicht gelingt es noch,
Eh' ſie das Inſelſchloß erreichen. Eilt!

Stimmen aus der Menge.

Den Söldnern nach! verfolgt ſie! ſetzet nach!

(Alle den Söldnern nach. Während man in der Ferne den Lärmen ſich verlaufen hört, tritt P. Levrier, auf ſeine Tochter und einen Diener geſtützt, mühſam und wankend aus ſeinem Hauſe.

P. Levrier (in Aufregung).

Ein ſchweres Unglück, fürcht' ich, iſt geſchehn!

Emma (ängſtlich, raſch).

O, geh' nicht weiter — nein — du biſt zu ſchwach! —
Die Straß' iſt leer — dort eilt das Volk hinab! —
(Sich umſehend.)
Und wo iſt Jeanne? — Wie von Sinnen ſtürzte
Sie aus dem Haus ohn' Antwort mir zu geben.
(Der Alte wankt und greift nach ſeiner Tochter, um ſich zu halten.)
Was iſt dir? — Komm' — es ſchwindelt Dir — Du wankſt —
(Sie bringt ihn mit Hilfe des Dieners zur Bank vor der Thür.
Du ſinkſt? — o Gott! — Du ſtirbſt! — (heftig) mein Vater! Vater!
(Sie ſetzt ſich neben ihn auf die Bank und hält ihn mit Hilfe des Dieners aufrecht.)
O ſchrecklich! — Alle ſind davon geeilt! —
Mein Vater! — theurer Vater!
(Sie beobachtet ängſtlich ſein Geſicht.)
Du lebſt! — Es wird vorübergehn! — So! — ruhe!
(Er richtet ſich ein wenig auf.)

P. Levrier (matt).

Es war zu viel — für meine Kraft —

Was dieſer — folgenreiche — Tag gebracht. —
Es wird mein letzter ſein.

Emma (heftig).

Mein beſter Vater — nein! — es iſt nicht wahr! —
(Ruhiger.)
Sieh', Du erholſt Dich! — ruhe aus — ruh' aus! —

P. Levrier (matt).

Ich bin am Ende —
Nur wen'ge Augenblicke
Sind mir noch übrig.
Ich fühle das. —

Emma (mit tiefer Empfindung).

Mein Vater, nein! — wie ſollen wir's ertragen,
Daß ein ſo edler Geiſt ſich uns entzieht? —

P. Levrier.

Der Geiſt — mein Kind — entzieht ſich niemals dem,
Der ihm nicht untreu wird. — Was je ein Menſch —
Gefühlt — gedacht — gethan hat — für das Gute —
Das läßt er unverkümmert ſeinen Erben, —
Wenn ſie das Erbe anzutreten wiſſen. —
Das ſei dein Troſt — mein Kind — wenn Du
Die Erlen um Dich fallen ſiehſt.

Emma (in Thränen).

Mein Vater! — Möge mich Dein Beiſpiel ſtärken! —

P. Levrier.

Sei ruhig, liebes Kind, — wie ich es bin. —
Sieh' — das Gefühl — gelebt zu haben, —
Gewirkt gekämpft — gelitten —
Das macht mich ruhig. —
Und daß ich Dich und deinen Bruder
Als edle Menſchen weiß, —
Daß Genf den Grund gelegt zu neuer Blüthe —
Macht dies Gefühl der Seelenruhe ſüß.

(Man hört in der Ferne Stimmen rufen.)

Emma (ſich umſehend).

Die Bürger ziehen rufend durch die Straßen!

Sechſte Scene.

A. Levrier und Frau Berthelier. (Treten heftig erregt auf.)

A. Levrier (ſeinen Vater erblickend).

Mein Vater! Du hier? — Was iſt hier geſchehn?

(Frau Berthelier wirft ſich neben Emma auf die Knie, ſie umfaſſend und ihr Geſicht in ihren Schooß verbergend.)

P. Levrier (mit Anſtrengung und Spannung.

Das frag' ich Dich, mein Sohn! — was iſt geſchehn? —

M. Levrier (die Hände vor Stirn und Augen haltend).

Die Hilfe kam zu ſpät! Man ſchloß das Thor
Und hob die Brücke auf vor unſerm Augen!

(Es ſammeln ſich Männer und Frauen um die Gruppe. Bewaffnete Bürger kehren zurück und vergrößern die Zahl der Umſtehenden.)

P. Levrier.

Man ſchloß das Thor? — Man hob die Brücke auf? —
Und Berthelier —

M. Levrier.

Iſt in des Herzogs Kerker! —
Man hat ihn in's Chateau de l'Isle geſchleppt. —
Von meiner Seite fort —

(Frau Berthelier richtet ſich mit dem Ausdruck der Seelenangſt auf.)

P. Levrier.

(Mit äußerſter Anſtrengung aufſtehend.)

Und Ihr ſeid hier? —
Ihr läutet nicht mit allen Glocken Sturm? —

(Sinkt auf die Bank und in die Arme ſeiner Tochter zurück.)

Frau Berthelier (wild).

Ja, Genfer! denkt an Euern Freund und helft.

Gib her! Du findeſt andre Waffen, Mann!

(Sie entreißt einem der beiſtehenden Bürger das Schwert.)

Der edle Berthelier iſt in der Hand
Blutgieriger Feinde! Weckt die ganze Stadt
Aus ihrem faulen Schlafe! Läutet Sturm
Von allen Thürmen! Stürmt das Inſelſchloß!
Auf, wem die Freundſchaft und die Dankbarkeit
Und Freiheit nicht ein leerer Schall nur iſt —
Mir nach!

(Sie ſtürzt den Bürgern voran durch die Straße. Alle ihr nach. A. Levrier, anfänglich mit, wendet ſich nach ſeinem Vater um, der von Emma und dem Diener geſtützt, ſich mühſam auf der Bank aufrecht erhält.)

P. Levrier.

(Aufſtehend und ſeinen Sohn mit der Hand von ſich drängend.)

Es iſt dein Platz nicht hier bei mir, mein Sohn!
Fort! denke an die Lebenden und laß
Die Todten für ſich ſelber ſorgen!

(Er wankt, hält ſich an ſeiner Tochter und den Diener. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Gefängniß im Chateau de l'Isle in Genf. Nacht. Berthelier allein.

Erste Scene.

Ph. Berthelier.

Das wär' Euch doch mißlungen,
Mich heimlich wegzufangen' — und die Stadt
Iſt ſchon in Aufruhr, unheilbar der Riß,
Der hier die Freiheit von der Knechtſchaft trennt.
Und nun, Ihr Bürger, thut das Eure, wenn
Ihr würdig ſeid, die Freiheit zu beſitzen!

(Er hält einen Augenblick inne.)

Mein theures Weib! wie gerne hätt' ich Dir

Das bittre Leid erſpart' — es war unmöglich! —
Ich ſah' es kommen, doch es war unmöglich. —
Das Beiſpiel, das die Schwachen ſtärken ſoll,
Den Bürgern ſoll der Freiheit hohen Werth
In Flammenzügen in die Seele ſchreiben,
Die unvergänglich glühend ſich erhalten, —
Hätt' ich's zerſtören dürfen? — Nimmermehr!

(Er hält inne.)

Mein kleiner lieber Franz! — Mein armer Junge! —
Sie nehmen Dir den Vater! — Werde ſtark
Im Haſſe gegen jede Tyrannei
Und lerne heiß die ſchöne Freiheit lieben!
Sie wartet Dein auf dornenvollem Pfad,
Doch ſüßer ſind die Wunden, die Du findeſt
Im Kampf um Deine göttliche Geliebte,
Als die Genüſſe fauler Knechtſchaft und
Idylliſcher Gedankenloſigkeit.

(Er hält inne.)

Was werden nun die Freunde wohl beginnen? —
Wenn ſie des Herzogs ſich bemächtigen!
Dann wär' es möglich mich zu retten. — Sind
Sie wohl ſo kühn? — Mein wackrer Amé — ja —
Auch Hugues und Vandel — und im Volke finden
Sie Männer, die das Aeußerſte nicht ſcheun. —

(Er hält inne.)

Vielleicht. — Ich kann noch hoffen. — (Laut.) Macht
mich frei! —

Und mit den Waffen in der Hand will ich
Voran Euch ziehen, und wir wollen ſiegen! —

(Die Thüre des Gefängniſſes wird aufgeſchloſſen; der Biſchof Louis tritt ein.)

Louis.

Ich komme, Berthelier —

Ph. Berthelier.

So macht es kurz! —
Spart Euch die Müh' ausführlicher Begründung.

Louis.

Ihr irret Euch. Ich bin nicht Euer Richter.

Ph. Berthelier.

Das weiß ich ſchon. — Es iſt hier nichts zu richten;
Doch könnt Ihr eines Mörders Bote ſein.

Louis.

Vereilig ſprecht Ihr. — Hört mich ruhig an. —
Ihr ſeid des Herzogs Feind, der lange ſchon
Ihm ſeine liebſten Pläne hat durchkreuzt.
Euch ſelber kann's nicht wundern, daß er endlich
Das Hinderniß vernichtet, das ihn hemmt.

Ph. Berthelier.

Es wundert mich, daß er ſo lange zögert,
Und daß Ihr Euch die Mühe gebt, Herr Biſchof —

Louis.

Ich hab' Euch, Berthelier, von je geachtet
Und nur bedauert Eure falsche Richtung.
Doch würdet Ihr mich jetzt nicht bei Euch sehn,
Wenn nicht der Herzog selbst mit Widerstreben
Zum letzten Mittel griffe. Wäre Hoffnung,
Daß Euer starrer Sinn sich endlich beugte,
Ich würde Hoffnung hegen, Euch mit ihm
Noch zu versöhnen. Denn Ihr könnt mir glauben, —
Es weiß der Herzog Euren Werth zu schätzen,
Und Geist und Muth, wenn auch im Gegner, findet
Bei ihm Bewunderung und Anerkennung. —

Ph. Berthelier (mild ironisch).

Die Großmuth ist des mächt'gen Fürsten würdig,
Und Karl der Dritte scheint selbst raffinirt
In dem Genusse dieser edlen Regung.
Er stellt den Feind auf ehrenvolle Probe,
Und während seine Folterknechte uns
Den kalten Schweiß aus allen Poren pressen,
Läßt, in großmüthig edler Anerkennung
Der Festigkeit des tapfern Gegners, sich
Bewunderung sein fürstlich Herz abpressen.

Louis.

Ihr schneidet mir mit Eurer Spötterei
Der wohlgemeinten Rede Faden ab.

Ph. Berthelier (gutmüthig).

Nein — knüpft den Faden wieder an — ich höre.
Was wolltet Ihr noch ſagen, mein Herr Biſchof?

Louis.

Ich wollte ſagen, daß ein Mann wie Ihr,
Wenn er vermöchte einem Herrn zu dienen,
Dem Herrn ein unſchätzbares Kleinod wär'.

Ph. Berthelier (ruhig, faſt beſcheiden).

Wer das vermöchte, wär' kein Mann wie ich.
Ich bin zu ungelenk zum Herrendienſt
Und alſo wohl zum Kleinod nicht geſchaffen.

Louis.

Ja, wahrlich, Herr! — Ihr machet große Noth! —
Ihr macht ſie uns und Euch und dieſer Stadt.
Hätt' Euer Widerſtand es nicht verhindert,
So wären dieſe Händel längſt geſchlichtet,
Die nun erfolglos Euch das Leben koſten. —
Erfolglos, wahrlich, brauchet Ihr die Gaben,
Die reichlich Euch der Himmel hat verliehen.

Ph. Berthelier (ein wenig ſpöttiſch).

Erfolglos, und ich mach' Euch große Noth?

Louis.

Nein — nicht erfolglos — wenn Ihr nichts als das
wollt:

Doch wollt Ihr mehr, so seht Ihr, war's umsonst.
Auf Eurem Wege war das Ziel unmöglich,
Das Euch auf unsrem vor den Füßen lag.

Ph. Berthelier.

Ihr seid ein Priester — und als solcher dürft Ihr
Den Glauben fordern, den Ihr selbst nicht habt.
Ihr führet uns vom Berg hinab in's Thal
Und sprecht: das ist der nächste Weg zum Gipfel.
Doch sagt, was war mein Ziel? wenn Ihr es kennt.

Louis.

Was konnt' es sein? — Daß Euer stolzer Geist
Ein offnes Feld für seine Kräfte habe, —
Der Erste hier zu sein in Eurer Stadt.

Ph. Berthelier.

Und dazu, meint Ihr, war's der beste Weg,
Zum Dritten oder Vierten mich zu machen? —
Auch folgt Ihr falscher Spur; denn mein Geschmack
War der, mich in Gesellschaft zu befinden,
In welcher Jedermann ein Erster ist:
Die Zweiten, Dritten, Vierten lieb' ich nicht.

Louis.

Wo lebt' der Mann, der sich den Ersten nennt? —
Der Herzog selbst ist hier des Kaisers Lehnsmann;

Der Kaiſer muß dem Pabſt ſich unterordnen,
Und Gottes Diener iſt der Pabſt zuletzt.

Ph. Berthelier

Ich weiß es wohl, ſo habt Ihr's eingerichtet;
Doch lieb' ich dieſe ganze Ordnung nicht.

Louis.

Der grenzenloſe Ehrgeiz führt zum Sturz.

Ph. Berthelier

Ihr ſeid, Herr Biſchof, wie es ſcheint, gekommen,
Mir Buße hier zu pred'gen; — oder — ſagt —
Was wünſcht Ihr eigentlich?

Louis.

Wenn Ihr's noch nicht
Verſtanden habt, iſt jedes Wort vergeblich.

Ph. Berthelier.

Ich will Euch ſagen, was Ihr von mir wollt: —
Der Herzog, der kein Thor iſt, möchte, daß er
Mich nicht zu köpfen brauchte und der Gnade
Sich rühmen könnte, die er mir gewährt.
Er ließe gerne mir die Wahl, von Genf
Auf ewig mich zu trennen, oder auch
Sogar in ſeine Dienſte mich zu fügen.
Das wäre ſehr bequem, — ich ſeh' es ein.

Doch kann ich dieſen Dienſt ihm nicht erweiſen,
So gern ich diesmal ihm gefällig wär'.
Ich will geköpft und nicht begnadigt ſein!
Und wißt Ihr auch warum? — Ich will's Euch ſagen:
Weil ich dem Genfer Volke unvertilgbar
Den Haß einätzen will, der es dem Herzog
Unmöglich macht, es jemals zu bethören.
Verſteht Ihr mich! —

Louis.

Genug! genug! ich gehe.
Ihr ſeid ein Raſender! — Habt Euren Willen! —

(Geht ab.)

Ph. Berthelier (allein).

So hat mich der Verſucher nun verlaſſen,
Es iſt die Brücke abgebrochen und
Die Kraft der Seele auf ſich ſelbſt beſchränkt.
Nun, Klarheit des Gedankes! ſollſt Du mir
Des Herzens ungeſtüme Unruh' ſtillen! —

(Er ſieht ſich im Kerkergewölbe um.)

Du düſtrer Raum haſt ſchwäch're Seelen ſchon,
Als meine iſt, mit Deiner Nacht umfangen!

(Er nimmt die Lampe und leuchtet an den Wänden herum.)

An Deinen Wänden zeiget mir der Schein
Der ſchwachen Lampe manches trübe Denkmal

Des Hasses — der Verzweiflung — auch der Liebe.
Hier liegt die Kohle noch, mit der die Züge
Geschrieben sind. — Soll nicht auch ich sie brauchen? —
Ein Denkmal sichern Muthes hinterlassen? —
Für Andre, die vielleicht noch nach mir hier
Der Freitsliebe Enthusiasmus büßen? —
Für Amé? — auch vielleicht für meinen Franz? —
Sie Alle haben schwere Kämpfe noch,
Bevor der Sieg das Recht hier fest begründet. —
Was soll ich schreiben? — ja! — so ist es recht! —

(Er sieht einen Augenblick sinnend da; dann schreibt er, und liest sich das Geschriebene laut vor.)

Quid mihi mors nocuit? virtus post fata virescit! —
Nec cruci, nec saevi gladio perit illa tyranni.
Und nun! Du schöne, schöne Welt! leb' wohl! —
Jetzt will ich ruhn. Es ist mein Herz beschwichtigt.

(Er legt sich auf ein Lager.)

Ein süßer Friede rieselt über mich
Und senket mild sich auf die Augenlieder.

(Man hört den Klang einer Sturmglocke; dann den einer zweiten. Berthelier richtet den Kopf empor, horcht einen Augenblick und springt dann leidenschaftlich auf.)

Ha! edle, wackre Freunde? — seid Ihr wach? —
Hier durch mein Gitter graut ein matter Schein,
Der Morgen dämmert dort im Osten auf.
Bringt mir der neue Tag die Freiheit wieder? —

(Er horcht von Neuem. Der Klang einer dritten, einer vierten Sturmglocke läßt ſich hören.)

Die ganze Stadt erhebet ſich; die Bürger
Sind in den Waffen. Amé zieht voran! —
Und Jeanne! — arme Jeanne! — nein, ſie ſchöpft
Jetzt neuen Muth und neue Lebenshoffnung! —
Glück auf! Ihr Tapfern, Treuen! vorwärts, ſiegt!

(Die Thür des Gefängniſſes wird aufgeſchloſſen. Conſeil tritt mit Soldaten ein, Berthelier läßt, wie er den Blick nach der Thür richtet, die Arme ſinken.)

Und kämt Ihr auch vielleicht bei mir zu ſpät: —
Ihr ſollt nicht mich — Ihr ſollt die Freiheit retten'

Conſeil (vor Berthelier hintretend).

Gefangener! Vernimm, was ich im Namen
Des Herzogs, unſres gnäd'gen Herrn und Fürſten,
Anmit Dir zu eröffnen habe: Du,
Philibert Berthelier, haſt freventlich
Zum Ungehorſam gegen ihren Herrn
Die Bürger dieſer treuen Stadt verleitet,
Vermeſſentlich ſogar mit andern Staaten
Verrätheriſche Pläne angezettelt,
Und frecher Weiſe Deinen Herrn und Fürſten
In Red' und That beſchimpft. So biſt Du nun
Mit Recht des ſchwarzen Hochverraths beklagt,
Und ſonnenklar iſt Dein Verbrechen; doch
Es iſt des Herzogs Gnade unerſchöpflich,

Und will ſich ſelbſt an Dir bewähren. Demnach
Soll Dir Vertheidigung geſtattet ſein,
Und vorzubringen, was Du etwa möchteſt,
Die Schwere Deiner Schuld zu mildern. Folge
Mir zum Verhöre und vertheid'ge Dich!

Ph. Berthelier.

Leicht kann ein Menſch in Mörderhände fallen.
Dazu bedarf es eines Herzogs nicht,
Noch herzoglicher Henkersknechte. Nein,
Auf jeder Straß' im Walde kann's begegnen,
Und jede Räuberbande theilt die Ehre
Des machtvollkomm'nen Handwerks mit dem Herzog.
Doch kann der Mörder nicht mehr thun als morden,
Und das iſt wenig. Iſt es im Geſchmack
Von Deinem Herrn, ſo thue Deine Pflicht.
Doch höre meinen Auftrag an den Herzog:
Es gibt nur *einen* Sieg — den Sieg des Rechts! —
Das iſt der Fluch, der den Despoten peinigt,
Daß kein gelungner Streich, der auf des Freien
Lang auserſehnes Haupt am Ende fällt
Und ihn zu Boden ſtreckt, je das Gefühl
Des Siegs und der Befriedigung gewährt; —
Daß kein Erfolg, daß kein Triumph der Herrſchſucht
Den Durſt je ſtillt, der ſeine Seele quält, —
Den Durſt nach Anerkennung der Gewalt,
Die die Gewaltthat ſoll in Recht verwandeln!

Gewalt und Recht ſind ewig unvereinbar,
Und durch Gewalt ward nie ein Recht erworben.
Ein jeder Athemzug des Unterthanen,
Er proteſtirt in alle Ewigkeit
Und macht den Sieg des glücklichen Tyrannen
Zur Niederlage. — Iſt Euch das zu hoch,
So wird man Euch die Wahrheit faßlich machen.
Es bebt die Luft vom Klang der Glocken; hörſt Du
Das Grabgeläute Eurer Tyrannei,
Es iſt das Feſtgeläute unſrer Freiheit! —
Nun thue, was Du mußt. Ich bin bereit.

(Genſeil winkt. Die Söldner nehmen Berthelier zwiſchen ſich und führen ihn ab. Die Scene verwandelt ſich.)

Zweite Scene.

Morgendämmerung. Oberes Ende der Stadt am Ausfluß der Rhone aus dem See. Im Hintergrunde rechts das Chateau de l'Isle auf einer Inſel im Fluſſe. Die Zugbrücke, welche von vorn zum Schloſſe führt, gehoben. Das Thor geſchloſſen. Im Vordergrunde Gl. Wandel, Erlach, Frau Berthelier, Emma Levrier, Dumolard, bewaffnete Bürger. Nachher A. Levrier mit Bewaffneten, und zum Schluß Hugues, Marty, Barmann, Perrot, Gerard und Volksmaſſe.

Erlach (zu Fr. Berthelier).

Edle Frau!

Beruhigt Euch! Der Herzog hat sein Wort
Mir selbst gegeben, Berthelier der Haft
Noch heut mit Sonnenaufgang zu entlassen.

Frau Berthelier.

O traut, ihr Freunde, traut dem Herzog nicht!
Errettet Berthelier! o rettet! rettet!

Dumolard.

Ihr Männer, kommt und helft den Andern drüben!
Der Schiffer Perrot hat die Brücke dort
Mit seinen Leuten in der Nacht genommen.

Cl. Vandel.

Nein! bleibt, Ihr Männer! gleich erhalten wir
Verstärkung, die uns auf dem Wasser kommt.
Mit Leitern und mit Haken, um den Angriff
Von dieser Seite zu beginnen.

(Man hört ein Freudengeschrei von jenseits, hinter dem Schleife.)

Emma.

Hört!
Was ist geschehn?

Dumolard.

Es ist das Thor erobert.

Emma.

Nun ſei getröſtet, Freundin! Unterdeſſen
Hat Amé ſich der Fürſten ſelbſt bemächtigt.

Tumolard

Da kommt er ſchon!

A. Levrier (mit einem Haufen bewaffneter Bürger heranſtürzend).

O ſchmählicher Verrath!
Elende That! Die Fürſten ſind geflohn,
Wie feige Mörder!

Frau Berthelier.

Gott! ſo iſt das Aergſte
Nun zu erwarten! Conſeil iſt im Schloß,
Des Herzogs Werkzeug, wo zu morden iſt! —

(Geſchrei und Tumult im Schloſſe.)

Emma.

Nein! unſre Freunde ſind hineingedrungen!

(Kampf auf der Mauer.)

Sieh' nur hinauf! Sie kämpfen auf der Mauer!

(Die Söldner werden von den Bürgern zurückgedrängt.)

Die Söldner weichen! — Sieh'! — Die tapfern Freunde!

(Die Zugbrücke kracht und ſenkt ſich. Das Thor des Schloſſes öffnet ſich.)

Der Sieg iſt unſer!

Volk im Vordergrunde

Unſer iſt der Sieg! —

(Alle drängen gegen das Schloß und wollen über die Brücke in das Thor. In dieſem Augenblicke öffnet ſich über der vordern Mauer ein hinteres Thor. Man hört einen Trompetenſtoß, und es erſcheint ein Scharfrichter mit blutigem Schwerte. Er hält dieſes gegen das Volk empor und ruft von der Mauer:)

Scharfrichter (laut).

Seht hier das Blut Philibert Berthelier's!
Lang lebe unſer ſtrenger Herr, der Herzog! —
So mögen alle ſeine Feinde enden!

(Ab.)

(Bei den erſten Worten des Scharfrichters hört man einen gellenden Schrei. Frau Berthelier ſinkt ohnmächtig in die Arme ihrer Freundin. Die Anweſenden ſtehen erſt wie erſtarrt, weichen dann langſam gegen den Vordergrund zurück, während ein Zug bewaffneter, theilweiſe verwundeter Bürger, unter ihnen Hugues, Perrot, Gérard, Marty und Barmann, langſam durch das Thor und über die Brücke auf die Bühne kommen. Plötzlich tritt A. Levrier in die Mitte der Verſammelten.)

A. Levrier.

Ihr Bürger, hört mich! (die Stimme erſtickt ihm.) Höret mich, Ihr Bürger!

(Er verhüllt ſein Geſicht. Er ermannt ſich.)

Ihr ſteht erſtarrt. — Wem ſollte nicht das Blut

Bei dem Gedanken in den Adern ſtocken? —
Ein Haupt ſo edel, wie je eines war,
Das für der Brüder Freiheit hat gedacht,
Hat aufgehört zu denken, und der Henker
Hielt es empor in der verfluchten Hand! —
Ein Herz, ſo weich, und doch zugleich ſo ſtark,
So voll von Liebe und ſo unerſchrocken,
Hat aufgehört zu ſchlagen! — heißer Schmerz! —
Doch, ſoll dies Blut umſonſt vergoſſen ſein? —
Umſonſt? — nein! nicht umſonſt! Ihr Bürger, nein!
Es ruft uns auf zur That, die das vollendet,
Was unſer Freund gedacht hat und gewollt!
Die ganze, volle Freiheit werde unſer!
Des Herzogs Heere ſollen uns nicht ſchrecken.
Ihr ſeht, die Freiheit iſt des Blutes werth,
Und fällt für ſie ein edles Haupt, ſo richten
Begeiſtert neue Häupter ſich empor. —
Darum — auf ewig — nieder mit Savoyen!

El. Vandel.

Es iſt der letzte Faden nun zerriſſen,
Der Genf noch an Savoyens Fürſten band!
Es wiſcht dies Blut die letzten Pflichten aus. —
Erhebt die Hände jetzt zum heil'gen Schwur,
Daß Ihr wollt frei ſein, was es immer koſte!

(Die ganze Volksmaſſe erhebt die Hände.)

Und gründen wir vor diesen Mauern hier,
Die Ihr vertilgen werdet von der Erde,
Befreiter Bürger edle Republik!

Die Volksmasse (einstimmig wiederholend).

Befreiter Bürger edle Republik!

(Der Vorhang fällt.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Inv. G 915 (38

Wien,

Deutſchland und Europa.

Von

Julius Fröbel.

Wien, 1848.

Druck und Verlag von Joſeph Keck & Sohn.
(Stadt, Stephansplatz Nr. 819, im deutſchen Hauſe.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Wer in Zeiten, wie die unſrigen, eine Broſchüre drucken läßt, wie die folgende, der weiß ſehr wohl, daß er ein Thor wäre, ſich als Schulmeiſter der Welt anzuſehen, und zu glauben, er brauche nur zu belehren, und die Dinge würden nach ſeiner Weisheit in Ordnung gebracht werden. Er weiß aber auch, daß immerhin Gedanken, Vorſtellungen, und ſelbſt Phantaſien, zu den Triebkräften der Zeit gehören; und wenn er mit denen, die er unter die Menſchen bringt, gerade das und nicht mehr bewirken will, als was er bewirken *kann*, ſo hat er ſeine Rechnung nicht falſch gemacht, und kann mit vollſtändiger Gemüthsruhe der Wirkung zuſehen. Dieß iſt in der That mein Verhalten. Nennt man mich einen Phantaſten oder Doctrinär, ſo bin ich zufrieden, wenn ich nur mit meinen Phantaſien und Doctrinen gerade das bewirke, was ich bewirken *will*; und ob dieß der Fall iſt oder nicht, kann nur ich wiſſen.

Wien, den 12. September 1848.

Julius Fröbel.

Wien, Deutſchland und Europa.

Es läßt ſich in vieler Beziehung nicht tadeln, daß die Männer des vorberathenden deutſchen Parlamentes zum Sitze der konſtituirenden deutſchen Reichsverſammlung die Stadt Frankfurt gewählt haben. Wie zu jener Zeit die Sachen lagen, ſcheint mir dieſe Wahl die beſte geweſen zu ſein. Man hat damit einen Ort gewählt, der nicht unter dem Einfluſſe eines mächtigen Hofes ſtand; man hat eine Republik gewählt, was wir Demokraten als gutes Omen annehmen wollen; man hat endlich dem damaligen Feinde, dem Bundestage, ſich auf den Leib geſetzt, und der Tapfere iſt gern ſeinem Feinde ſo nah als möglich.

Unterdeſſen haben die Dinge eine andere Wendung genommen, und das deutſche Volk muß es jetzt bedauern, daß der deutſche Reichstag nicht ſeinen Sitz in Wien hat. Einige ſächſiſche Abgeordnete, wenn ich nicht irre, war es Schaffrath mit einigen Freunden, haben in den erſten Wochen des Reichstages den Antrag geſtellt, denſelben von Frankfurt nach Wien zu verlegen. Es iſt ihnen vielleicht mit der Sache kein rechter Ernſt geweſen, und jedenfalls durften ſie auf keine Unterſtützung rechnen. Unſtreitig aber iſt ihr Gedanke ein guter, vielleicht ein beſſerer geweſen, als ſie gewußt haben. Man könnte freilich ſagen, daß nur ausführbare Gedanken gute Gedanken ſind; ich kann aber erwiedern, daß gute Gedanken eben darum ausführbar ſind, wobei man freilich für die Ausführung nicht die Beſtimmung irgend einer beliebigen kleinen Zeitfriſt geſtatten kann. Es kommt mir bei meinem Urtheil am Ende auch weniger auf dieſen konſtituirenden Reichstag an, welcher jetzt in Frankfurt verſammelt

iſt, als auf den endlichen Sitz der centralen Gewalten des Staatenſyſtemes, in welches ſich Deutſchland im weiteren Verlaufe ſeiner Revolution verwandeln, oder zu deſſen Bildung es beitragen wird, und ich ſage: dieſer Sitz muß Wien ſein.

Dieſer Punkt iſt ſo wichtig, daß die Frage eine Frage der ganzen europäiſchen Cultur, und damit des Schickſals von Deutſchland in einem viel ausgedehnteren Sinne iſt, als es die, welche für unſere nationale Abrundung ſchwärmen, wohl ahnen mögen. Als eine deutſche Grenzſtadt könnte ſich Wien auf ſeiner Höhe nicht halten, und wenn die drei großen Culturpunkte des europäiſchen Continentes nicht Paris, Wien und Konſtantinopel heißen, ſo wird ihr Name Paris, Peſt und Konſtantinopel ſein, Wien mit ſeinen reichen Anlagen wird ſich dann an eine beſcheidene Rolle gewöhnen müſſen, und Deutſchland wird von den großen Stationen der weſtöſtlichen Culturlinie überſprungen ſein. Allein, es wird wohl in der Natur der Dinge liegen, daß Wien ſeine Bedeutung behauptet; und wie auf einem Congreſſe der Fürſten an dieſem Orte die Freiheit verrathen ward, ſo wird auf einem Congreſſe der Völker an eben dieſem Orte die Organiſation der europäiſchen Demokratie feſtgeſtellt und das Bündniß freier europäiſcher Nationen geſchloſſen werden. Die Aufgabe der Deutſchen iſt es, das ihrige zur Erzielung dieſes großen Ergebniſſes beizutragen.

Wer mit offenen Sinnen dieſen politiſchen Schauplatz von Wien betritt, fühlt ſich vom Eindrucke großer europäiſcher Verhältniſſe ergriffen. Wo die Gedanken nach Punkten des Anhaltes ſuchen, werden ſie hinausgelenkt über die Grenzen von Deutſchland, und alle Fäden, welche von dieſen Punkten auslaufen, kommen zuſammen in dieſem einen Knoten von Wien.

Man irrt ſich, wenn man dieſes Verhältniß für ein willkührliches Erzeugniß abſolutiſtiſcher Politik hält; eher dürfte die Sache umgekehrt ſein. Die Bedeutung von Wien iſt die Folge natürlicher geographiſcher und ethnographiſcher Bedingungen. Wien iſt der Ort des Verkehres und der Wechſelwirkung zwiſchen den vier großen Völkerracen unſeres Welttheiles: — der romaniſchen, germaniſchen, ſlaviſchen und tatariſchen. Nur hier an dieſem einzigen Punkte treten dieſe vier Racen gleichförmig und auf dem Boden politiſcher Zuſammengehörigkeit, alſo eines ſittlichen Verhältniſſes, in Wechſelwirkung. Iſt die Aufgabe dieſer Wechſelwirkung gelöst? Nein! — hat alſo

Wien ſeine politiſch-hiſtoriſche Rolle ausgeſpielt? Ich glaube nein! — Ich glaube, dieſe Rolle wird erſt noch recht beginnen.

Die Bewegung, von welcher mit dem Sturze des franzöſiſchen Königthums die europäiſche Welt ergriffen worden iſt, war in ihrem Anfang und erſten Verlauf eine Umwälzung der ſtaatsrechtlichen Grundſätze, von denen Europa bis dahin beherrſcht war. Dieſe Umwälzung iſt noch nicht vollendet. Sie hat bis jetzt nur zu Uebergangsformen geführt, denen man keine lange Dauer zuſchreiben kann, und ſelbſt in Frankreich iſt die Welle, vom Ufer einer alten Welt abgeſtoßen, noch lange nicht jenſeits am Ufer einer neuen angelangt. Aber ſchon folgt der erſten Woge eine zweite, — eine zweite, welche die Umwälzung des europäiſchen Völkerrechts iſt. Auf den Hinderniſſen, die ihnen im Wege ſtehen, werden ſich die Brandungen beider vermiſchen, und was von der erſten nicht überwältigt wurde, das wird von der zweiten hinweggeräumt werden. Wir werden nicht nur in Europa neue Verfaſſungen, wir werden auch ein neues europäiſches Staatenſyſtem erhalten.

Kein Menſch kann in der Politik für urtheilsfähig gelten, welcher nicht die beiden Kreiſe der ſtaatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältniſſe zugleich überſieht, und den nothwendigen Zuſammenhang erkennt, in welchem die in beiden Kreiſen giltigen Grundſätze ſtehen. In keiner Zeit aber gilt dies mehr, als in der Zeit einer allgemeinen, tiefeingreifenden Revolution, wie die unſerer Tage, und an keinem Orte gilt es mehr, als in der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Staaten. Hier in Wien iſt eine bloß ſtaatsrechtliche Umwälzung gar nicht denkbar geweſen. Von Anfang an hat hier die Bewegung, und mehr als für Jeden offenbar geweſen iſt, dieſen zwiefachen Charakter gehabt, und bei der endlichen Entſcheidung werden auch hier die Verhältniſſe der Nationalitäten, als völkerrechtliches Moment, ein größeres Gewicht in die Wagſchale legen, als die aus dem Kampfe ſtaatsrechtlicher Grundſätze hervorgegangenen Parteien.

Man iſt in Deutſchland, wo man die Schwierigkeit dieſer Verhältniſſe wenig kennt, der Meinung, die Frage der deutſchen Einheit müſſe einfach in den Grenzen einer nationalen Abrundung gelöst werden; und ſelbſt hier in Wien habe ich Stimmen gehört, daß dieſe Stadt, ſo ſehr es zu betrauern ſei, mit ihrer Blüthe und politiſchen Bedeutung dem deutſchen Vaterland ein Opfer bringen müſſe, — eine Meinung, die eine edle, aber eine unnöthige und gefährliche Reſignation in ſich ſchließt.

Ich habe die Feder ergriffen, um es klar machen zu helfen, daß für die Frage der deutschen Einheit in Verbindung mit den südöstlichen Grenz- und Völkerverhältnissen eine tiefere Lösung gesucht werden muß, als die, welche in der platten Doctrin der einfachen nationalen Abrundung zu finden ist; um das deutsche Volk aufmerksam zu machen auf die Wichtigkeit der Interessen, welche bei einer falschen Lösung auf dem Spiele stehen. Der preußische Staat kann in seine Provinzen zerfallen, ohne daß deutsche Interessen dabei leiden; — das Zerfallen des österreichischen Staates dagegen wäre nur unter einer bestimmten Voraussetzung kein beklagenswerthes Ereigniß für Deutschland und für Europa, unter der Voraussetzung nämlich, daß es dem deutschen Volke gelänge, sich mit seinen südöstlichen Nachbarn zu einem mitteleuropäischen Staatenbunde zu vereinigen.

Man wende mir nicht ein, daß die Sonderung und selbstständige politische Constituirung der Nationalitäten der große historische Trieb der gegenwärtigen Periode sei. Ich nenne dieses Urtheil geradezu ein beschränktes. Der große Trieb der Geschichte geht nicht auf die Sonderung, sondern auf die Verschmelzung der Racen; die Geschichte hat nur in ihren verschiedenen Perioden für diesen großen Zweck verschiedene Mittel. Die Periode der Gewalt hatte ihre großen Eroberungszüge und ihren allgemeinen, welthistorischen Sklavenhandel; die Periode der Autorität hatte ihre kosmopolitischen Religionssysteme, und das Ideal der Einheit einer auf die Religion gestützten, feudalistisch gegliederten weltlichen Herrschaft; die Periode des Rechtes und der Freiheit hat ihr System der föderativen Demokratie, für das uns Nordamerika und die Schweiz den Typus vorgebildet haben. Die gegenwärtige Eifersucht der Nationalitäten ist nichts als eine vorübergehende Erscheinung von vorzugsweise negativem Charakter. Sie gehört dem letzten Stadium der Uebergangsperiode an, in welcher wir uns befinden, dem Momente des Sturzes der dynastischen Politik. Sie ist nichts als eine Protestation gegen ein Princip der Völkervereinigung und Völkertrennung, welches uns jetzt, auf unserem Standpunkt, als willkürlich und den Interessen der Völker widerstreitend erscheint. Sie ist ein momentanes Zurückziehen der Völker auf sich selbst zur Revision ihrer Interessen, und, bis zur Vollendung dieses Geschäftes, eine bloße vorläufige Concurrenz des unbestimmten Freiheitsdranges. Und ihr Ziel wird nicht eine Abrundung der Nationalitäten sein, wie es pedantische Antiquare und Linguisten sich denken, sondern die politische Vereinigung derselben durch das

Verhältniß freier Bundesbrüderschaft, wie es uns die Schweiz zwischen vier verschiedenredenden Völkertheilen zeigt, denen es nicht einfällt, in der Sprache ihrer Stammesgenossen eine stärkere Kraft der Anziehung zu finden, als in der gemeinsamen republikanischen Freiheit.

In der That auch möchte man fragen, auf welche Weise das sogenannte Racenprinzip in der Politik kultivirter Völker zur Geltung gebracht werden soll. Es gibt in Europa kein Land, in welchem nicht mehrere Racen unter einander wohnen. Wir haben auf den britischen Inseln die Schotten, die Iren und Kymren, Ueberreste der keltischen Race, deren Sprache der Engländer so wenig versteht, wie wir die der Magyaren. Wir haben in Frankreich im Westen die Basbretons, Stammesverwandte der britischen Kelten; im Süden, und von da nach Spanien hinüber, die Basken, welche in entfernter Stammesverwandtschaft mit den Finnen und Magyaren stehen; im Osten endlich die Deutschen des Elsaß, und die Sprachen dieser drei Theile der französischen Bevölkerung sind dem eigentlichen Franzosen ohne besonderes Studium vollständig unzugänglich. Wir haben mitten in Deutschland die Wenden der Lausitz, welche noch ihre slavische Sprache reden. Von den gemischten Bevölkerungen der deutsch-slavischen und ungarischen Länder will ich hier nicht reden. Ihre Mischungsverhältnisse sind allgemein bekannt. Wir haben aber in Rußland die Deutschen der Ostseeprovinzen, die Finnen in Finnland, und finnisch-uralische Völker in den östlichen europäischen Grenzgegenden, die Letten und Lithauer an der Ostsee, und andere Völker-Elemente, unter die große Masse der Russen gemischt. Welcher Fanatiker des Racenprincipes wird wohl den Muth haben, alle diese verwickelten Verhältnisse nach seinem System in eine neue Ordnung zu bringen? Will er durch seinen Glauben nicht Berge aber Völker versetzen? Will er jedem Völkchen das Recht der politischen Unabhängigkeit ertheilen? Die politische Unabhängigkeit ist die Souverainetät, und die Souverainetät kann nur auf bestimmtem Territorium, auf eigenem Grund und Boden bestehen. Wie nun, wenn ein Land von zwei Racen so bewohnt ist, daß selbst ein Posener Grenzkommissär an einer Theilung verzweifeln müßte? In den slavisch-deutschen Ländern fehlt es nicht an solchen Verhältnissen; in Ungarn, in Illyrien finden sie sich wieder. Will der Fanatiker der Racenprincips consequent sein, selbst Städte und Dörfer theilen, und das System souverainer

Judengaſſen und Zigeunerviertel einführen? — Oder, will er inconſequent ſein, ein faktiſches Territorialrecht annehmen, oder gewiſſe legitimirende Erforderniſſe der Menſchenzahl oder der Cultur vorausſetzen, oder vielleicht gar in letzter Inſtanz an das Recht des Stärkeren appelliren? — Iſt er conſequent, ſo verliert er ſich in einem Labyrinth von Thorheiten, iſt er inconſequent, ſo gibt er ſein Princip auf, — läßt die Dinge geben, wie ſie eben geben wollen, und verzichtet auf die genealogiſche Begründung ſeiner politiſchen Unabhängigkeitsrechte. Und er thut in der That wohl daran, wenn er ſich bekehrt, denn ſein Syſtem iſt eine Monomanie. Wir haben Sympathie für unterdrückte Nationalitäten, aber nicht wegen ihrer Nationalität, ſondern wegen des Unrechtes der Unterdrückung. Die freie Bundesgenoſſenſchaft, ohne Rückſicht auf die Grade der Verwandtſchaft, iſt das Princip, nach welchem ſich das neue Europa geſtalten muß. Wirklich auch würde es ſich nur um die Grade der Verwandtſchaft handeln, denn in Verhältniſſen näherer oder fernerer Verwandtſchaft ſtehen alle europäiſchen Völker. Aber unter Menſchen von wirklich politiſchem Sinne ſollte von der Verwandtſchaft der Völker ſo wenig die Rede ſein, wie von der Verwandtſchaft der Individuen in guter Geſellſchaft. Das Racenprinzip iſt die Kleinſtädterei in der Politik, und ſeitdem ſich in Amerika ein halber Welttheil als ein einziger Bundesſtaat conſtituirt hat, ſeitdem Bolivar den großen Gedanken gefaßt, alle amerikaniſchen Republiken im Norden und Süden des Welttheils zu einem einzigen Bunde zu vereinigen, kann ich, wenn man mich einen politiſchen Utopiſten nennen wollte, die, von welchen dieſer Vorwurf kommen ſollte, nur für politiſche Krähwinkler erklären.

Wenn der Politiker mit dieſen Doctrinen und Richtungen einer kranken Zeit in's Reine iſt, kann er mit unbefangenem Blicke die Umriſſe zukünftiger Geſtaltungen erkennen, welche ſich flüchtig in dem flüſſigen Elemente der geſchichtlichen Bewegung abzeichnen. Ich kehre zurück zu der Zukunft von Wien in ihrer Verbindung mit der Zukunft von Deutſchland und von Europa.

Wien iſt vor der Hand noch die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Rechnet man von dieſem die italieniſchen Länder ab, wie man, der ſchleichenden Gerechtigkeit zuvorkommend, nothwendig thun muß, ſo hat derſelbe 7,833,000 deutſche, 5,472,000 magyariſche, 17,422,000 ſlaviſche Einwohner. Welche Ansprüche haben dieſe drei

Theile der Bevölkerung in Bezug auf die Zukunft des Kaiserstaates? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die deutsche Bevölkerung von Wien in ihrer großen Mehrheit für die deutsche Einheit, d. h. für eine Aufhebung der Schranken ist, die den Oesterreicher bisher von Deutschland schieden, und ihm die nichtösterreichischen Theile, die er vorzugsweise Deutschland nannte, als Ausland erscheinen ließen. Ich will annehmen, daß die Stimmung in den Provinzen von deutscher Bevölkerung dieselbe ist. Die deutschen Oesterreicher wollen also eine Verbindung des Kaiserstaates mit Deutschland: die große Mehrzahl derselben will aber auch die Erhaltung der Integrität des Staates. Die Mehrzahl der deutschen Oesterreicher also wünscht die Integrität der Monarchie und zugleich den Anschluß an Deutschland. Wie das zu verbinden sein soll, muß man sie nicht fragen. Sie können es nicht wissen, und es handelt sich auch hier nur um die thatsächlichen Stimmungen der Bevölkerung. Die Leidenschaft für die Integrität bewirkt, daß eine so große Zahl Partei nimmt gegen die Italiener und Magyaren, während die Republikaner und alle Unbefangenen und Weitersehenden den ersteren die Unabhängigkeit wünschen und in den zweiten edle Kampfgenossen für die Freiheit suchen.

Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß die Mehrzahl der österreichischen Slawen, bis jetzt wenigstens, gleichfalls noch ein Interesse an der Integrität des Kaiserstaates hat. Die Gedanken, welche sie im Hintergrunde hegen, mögen verschieden sein. Darin stimmen sie überein, daß der Kaiserstaat in seinem gegenwärtigen Bestand, vielleicht mit Ausnahme von Italien, eine bequeme Schale sei, die sich unvermerkt mit dem Kern eines Slavenreiches ausfüllen lasse, und das Spiel, welches in Croatien begonnen hat, könnte leicht für die Dynastie einen unerwünschten Ausgang nehmen. Für uns Demokraten ist dieser letzte Punkt von untergeordneter Wichtigkeit. Thatsache aber ist es, daß die österreichischen Slaven für jetzt noch die Integrität des Kaiserstaates zu erhalten suchen, und diese Thatsache brauchen wir in unsrer Rechnung.

So sind es eigentlich von der österreichischen Bevölkerung die Italiener und Magyaren, welche sich absondern, die Deutschen und die Slaven, welche zusammenbleiben wollen; mit der näheren Bestimmung, daß bei den Deutschen die Vereinigung aller österreichischen Länder mit Deutschland, bei den Slaven ihre Vereinigung mit einem großen Slavenreiche im Hintergrunde liegt, einem Slavenreiche, welches alle Länder der Süd- und Westslaven vom schwarzen bis zum baltischen Meere

vereinigen ſoll, und deſſen Verhältniß zum ruſſiſchen Volke vor der Hand noch nicht beſtimmt gedacht ſein kann, weil das ruſſiſche Volk mit dem Zarenthum oder ohne daſſelbe zweierlei iſt.

Wien iſt der Mittelpunkt aller dieſer Beſtrebungen, und bleibt auf dieſe Weiſe der Magnet, um welchen ſich die Ländermaſſe des Kaiſerſtaates, durch ſeine Anziehungskraft gefeſſelt, umhergruppirt, und deſſen Einfluß weiter im Weſten die deutſchen Länder, weiter im Oſten die Slaven- und Wallachenländer an der Donau fühlen. Soll nicht Wien an die ruſſiſche Grenze kommen, ſo muß es der Mittelpunkt eines Syſtemes verbündeter Staaten werden, welches vom Rhein bis an die Mündung der Donau reicht.

Dies ſcheint mir die einfache Sachlage zu ſein, und darum habe ich geſagt, daß in Wien das Schickſal von Deutſchland, das Schickſal von Europa ſich entſcheidet. Wir haben entweder die Südſlaven und Weſtſlaven, die Magyaren und Wallachen mit uns für die Freiheit gegen das Zarenthum, oder wir haben ſie gegen uns und gegen die Freiheit mit dem Zarenthum, es müßte denn dieſes in ſich ſelbſt zuſammenbrechen, — eine Vorausſetzung, welcher man auf eine politiſche Wahrſcheinlichkeitsrechnung vor der Hand keinen Einfluß geſtatten kann.

Die demokratiſche und nationale Partei in Deutſchland fürchtet Rußland, und ſie hat Recht. Wenn aber darum die öſterreichiſche Reaction auf Rußland hofft, ſo hat ſie Unrecht. Ich weiß als Demokrat nichts von den Geheimniſſen der Diplomatie, denn unſre Partei befindet ſich außerhalb des Heiligthums, in welchem man dem Götzen der Herrſchſucht Völker ſchlachtet. Ich habe aber geſunden Verſtand genug, mir zu ſagen, daß Rußland in dieſem Augenblick nicht an der Erhaltung, ſondern an der Zerſtörung des öſterreichiſchen Staates arbeitet. Hätte die deutſche Demokratie zwiſchen Rußland und einer Wiederherſtellung des alten Oeſterreichs zu wählen, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht für Rußland ſein würde, da ich in dem ruſſiſchen Volke, wie in allen ſlaviſchen Völkern, eine große demokratiſche Zukunft ſehe, und das alte öſterreichiſche Syſtem nur etwas anders aber nicht beſſer geweſen iſt als das ruſſiſche. Aber zum Glück ſind wir nicht auf dieſe Alternative zurückgeführt, ſondern wir haben Ausſichten auf eine glücklichere Geſtaltung. Man muß dafür wirken, dieſe Ausſichten aufzuklären.

Ich ſage alſo: Die Entſtehung eines Staatenbundes, der aus ganz Deutſchland, Polen, Ungarn und den ſüdſlaviſchen und wallachiſchen Ländern beſteht, ſich unter einer Verfaſſung, ähnlich der der nordamerikaniſchen Freiſtaaten vereinigt, und Wien zu ſeiner Bundeshauptſtadt hat, liegt in den Bedingungen der Zeit, und iſt die richtigſte politiſche Combination, auf welche die denkenden Männer der Gegenwart hinſteuern müſſen. Ich rufe dieß den Führern der Slaven und Magyaren, ich rufe es den Berathern und Ordnern unſerer deutſchen Verhältniſſe zu.

Daß dieſe Aufgabe nur auf dem Wege der demokratiſchen und nicht auf dem der dynaſtiſchen Politik gelöst werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Der Ritter von Bunſen hat in der Broſchüre, welche ſeine an das deutſche Parlament gerichteten weiſen Rathſchläge enthält, den wunderlichen Einfall gehabt, daß das Föderativſyſtem, bei allen Verdienſten, welche die Republik um ſeine Entſtehung und Ausbildung gehabt haben möge, zu ſeiner Vollendung doch nur durch die monarchiſche Staatsform gebracht werden könne. Man muß ein romantiſcher Diplomat ſein, wie der Ritter von Bunſen, um ſo wenig Verſtand zu haben, wie ſich in dieſem Urtheil ausſpricht. Jedes Bundesverhältniß iſt vielmehr ſo vollkommen republikaniſcher Natur, daß die Glieder eines Fürſtenbundes unter ſich eine Republik bilden, deren oligarchiſcher Charakter ſich entweder rückwärts in den einfach monarchiſchen oder vorwärts in den demokratiſchen entwickeln muß. Was für die monarchiſche Staatsform die feudaliſtiſche Gliederung und das Verhältniß der Vaſallen zum Lehnsherrn iſt, das iſt das Syſtem der Bundesgenoſſenſchaft für die republikaniſche Staatsform. Dieſes beides ſind große politiſche Syſteme, welche, in der Idee wenigſtens, die ganze Menſchheit umfaſſen. Die konſtitutionelle Monarchie kommt für dieſe großen Intereſſen gar nicht in Betracht. Wie ſie die Concurrenz der Individuen zu ihrem armſeligen ſtaatsrechtlichen und ſtaatsökonomiſchen Princip hat, ſo hat ſie die Concurrenz der Staaten untereinander zu ihrem armſeligen Principe des Völkerrechtes, und die abſolute Monarchie kennt nur die Gewalt und den Machiavelismus. Um ein Staatenſyſtem zu ſchaffen, welches ſich auf die freie Bundesgenoſſenſchaft gründet, iſt die Demokratie, oder beſtimmter geſagt, die Republik nöthig.

Ich weiß, welchen Schrecken dieſes Wort, und ganz beſonders in Wien, hervorzubringen im Stande iſt. Ich bitte Die, welchen

ich dieſen Schrecken verurſache, ſich zu faſſen und weiter zu leſen. Eine richtige, eine gerechte Beurtheilung der Staatsformen iſt eine ſchwierige Aufgabe, iſt aber dennoch das einzige Mittel, über die Möglichkeit und Nothwendigkeit derſelben in einem beſtimmten Falle zu entſcheiden, und den Widerſtreit der Parteien auf ſein richtiges Maaß zurückzuführen. Eine Staatsform hat ſich zu Ende entwickelt, ſobald die in ihr enthaltene Culturaufgabe gelöst iſt. Ich ſollte es daher gar nicht ſagen müſſen, daß ich nicht in das oberflächliche und ungerechte Urtheil derer einſtimme, welche in der Monarchie nichts ſehen, als eine Erfindung der Tyrannen, und einen Zuſtand der Sklaverei. Die Monarchie hat in der Culturgeſchichte der Menſchen ihre Aufgabe zu löſen; ſie hat aber in Europa dieſe Aufgabe gelöst, und wie dieß allmälig geſchehen iſt, hat das Syſtem ſeine Kraft verloren, und ſind die Dynaſtengeſchlechter, an die es gebunden war, phyſiſch und geiſtig verkümmert und verdorben. Die monarchiſche Staatsform, im bisherigen Sinne des Wortes, iſt nicht in dieſem oder jenem einzelnen Lande in Gefahr zu ſcheitern; ſie geht vielmehr in der ganzen europäiſch-gebildeten Welt ihrer innern Auflöſung und ihrem gänzlichen Ende entgegen.

Wenn wir indeſſen an ihre Stelle die Republik ſetzen wollen, ſo dürfen wir auch dieſe nicht im hiſtoriſchen Sinne des Wortes nehmen, und zwar weder die demokratiſche noch die ariſtokratiſche. Auch die Ariſtokratie im bisherigen republikaniſchen Sinne hat ihre Aufgabe in der Geſchichte gelöst, und von der ſogenannten Demokratie, wie ſie ſich in den bisherigen Republiken entwickelt hat, gilt zwar nicht vollſtändig daſſelbe, indeſſen wird, allem Anſchein nach, auch über ſie die Entwickelung hinausgehen. Wenn dieſe Entwickelung uns zu einer Staatsform führt, die wir in gewiſſer Beziehung wiederum eine Republik nennen müſſen, ſo werden wir ſie erſtlich eben ſo wohl eine ariſtokratiſche wie eine demokratiſche, zweitens aber ſogar eine monarchiſche nennen können. Wir werden den Gewinnſt der durchlaufenen politiſtiſchen Schulen, als welche die einſeitigen Staatsformen zu betrachten ſind, zuſammen faſſen, und in der Verbindung werden alle jene einſeitigen Begriffe eine neue Bedeutung erhalten.

Das Verſtändniß dieſer ganzen großen Frage dreht ſich um den Begriffen der Souveränetät des Staates.

Die Souveränetät iſt die Vollkommenheit des Rechtes und der Macht in einer Gemeinſchaft von Menſchen. Durch dieſe Vollkommenheit, von der jedes höhere Recht und jede höhere Macht ausgeſchloſſen wird, erhält die Gemeinſchaft die Natur des Staates, durch ſie unterſcheidet ſich der Staat von jeder andern Menſchengemeinſchaft. Es fragt ſich nun, wo die Souveränetät im Staate ihren Sitz, und wo ſie überhaupt ihren Urſprung hat, — es fragt ſich, wer iſt im Beſitz der Vollkommenheit des Rechtes und der Macht, und wie iſt er in dieſen Beſitz gekommen.

Ihren Sitz hat die Souveränität da im Staate, wo ſich die drei Staatsgewalten vereinigt finden. Die Souveränetät nämlich iſt die ganze und einfache Rechts- und Machtvollkommenheit. Wenn aber Recht und Macht im Einzelnen wirkſam ſein ſollen, ſo können ſie es nur in der Form beſtimmter Verrichtungen, für die der Staat beſtimmter Organe mit beſtimmten Befugniſſen bedarf. Von ſolchen Verrichtungen gibt es drei Klaſſen: Verrichtungen der Geſetzgebung, der Rechtſprechung und der Verwaltung oder praktiſchen Ausführung. Die erſten ſtellen feſt, was im Staat als Recht gelten ſoll, die zweiten beurtheilen einzelne Fälle nach dem Maaßſtabe des geltenden Rechtes, die dritten vollziehen und ſetzen in Wirklichkeit was das geltende Recht vorſchreibt. Nach dieſen drei Klaſſen von Verrichtungen des politiſchen Lebens zerfällt die Souveränetät in die ſogenannten drei Staatsgewalten: die geſetzgebende, die richterliche und die vollziehende. Wo nun dieſe drei Gewalten vereinigt ſind, da iſt die Souveränetät. Sie ſind aber nach den verſchiedenen Staatsformen vereinigt entweder in den Händen eines einzelnen Menſchen, oder in einer Mehrzahl von Perſonen, oder endlich in der großen Maſſe des Volkes, wonach der Staat im erſten Falle eine Monarchie, im zweiten eine Ariſtokratie, im dritten eine Demokratie iſt. Zwiſchen den beiden letzten aber, die miteinander die Staatsform der Republik ausmachen, iſt ein unmerklicher Uebergang, der durch die immer größere Zahl der Theilhaber an der Souveränetät beſtimmt wird. Die vollendete Demokratie jedoch iſt noch der Zukunft vorbehalten, und die Vollendung gibt dieſer Staatsform neue Eigenſchaften, von denen hier vor der Hand nicht die Rede ſein ſoll. Die Demokratie iſt hier vorläufig nur ſo verſtanden, wie ſie ſich in der Geſchichte dargeſtellt hat, ſo daß nämlich, zwar ſehr viele, aber noch nicht alle Glieder der

Staatsgesellschaft Antheil an der Souveränetät haben, und dieser Antheil nicht gesichert, sondern dem Zufall überlassen ist.

In Bezug auf die drei genannten Staatsformen sage ich nun, daß in der Monarchie einseitig oder vorzugsweise mit der vollziehenden, in der Aristokratie mit der richterlichen, in der Demokratie mit der gesetzgebenden Gewalt regiert wird, und daß diese Staatsformen für die Culturgeschichte der Menschheit nichts sind, als die Ausbildungsschulen für die Handhabung der drei Staatsgewalten, und für das ihnen entsprechende politische Bewußtsein; und wenn ich gesagt habe, daß die drei Staatsformen in ihrer abgesonderten Ausbildung ihre Bestimmung erfüllt haben, so soll das heißen, daß wir, die Resultate der Geschichte der Völker zusammenfassend, die drei Schulen durchgemacht haben, und nun, uns an die Amerikaner anschließend, unsere erworbene politische Bildung zu einem Ganzen vereinigen können, welches im strengeren Sinne des Wortes Republik genannt zu werden verdient, ohne durch eine der bisherigen Republiken der Geschichte wirklich dargestellt zu sein.

Denn die Republik durchläuft, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie von Anfang an die Souveränetät in die Hände einer Mehrzahl gleichberechtigter Menschen legt, fast alle Entwickelungsstufen der Monarchie mit durch, so daß sich jede Phase des monarchischen Staatslebens ohne Schwierigkeit so zu sagen in's Republikanische übersetzen läßt. Die Republiken der Geschichte weisen uns alle die feudalistischen und absolutistischen Formen auf, welche von den Monarchien durchlaufen worden sind, mit dem einzigen Unterschiede der Mehrheit der republikanischen Machthaber. Diese Mehrheit allein gibt den Republiken auch in ihrer unvollkommenen Ausbildung jenen edleren Charakter, der sie immer zu einer erhabenen, klassischen Staatsform macht, nicht gerade zum Besten derer, die von ihrer Aristokratie ausgeschlossen sind, wohl aber zum Besten der menschlichen Kultur im Großen und Ganzen genommen. Indem die Aristokratie einer Republik für sich selbst eine Demokratie bildet, stellt sie ein Vorbild der Demokratie auch da schon hin, wo noch keine Demokratie möglich ist. Man könnte sagen, daß die Demokratie auf andere Weise dieß ebenfalls thue; aber die Monarchie thut es, indem sie das Bewußtsein Aller hinabdrückt, die Republik indem sie es hinaufhebt.

Doch das Verhältniß der Staatsformen wird erst vollständig

klar, wenn man die Frage nach dem Urſprung der Souveränetät beantwortet hat.

In dem großen Entwickelungsgange des politiſchen Lebens der Menſchen ſind die Hauptſtufen durch die Art bezeichnet, wie in den Widerſtreit der perſönlichen Wünſche und Bedürfniſſe jene Einheit des weſentlichen Willens gebracht wird, ohne welchen keine Vollkommenheit des Rechtes und der Macht, keine geſellſchaftliche Ordnung und keine Souveränetät des Staates denkbar iſt.

In ihren roheſten Anfängen wird die Ordnung durch die **Gewalt** geſchaffen. Für die Vernunft allerdings entſpringt die Gewalt aus dem Recht; im äußeren Verlaufe der Bildung aber arbeitet ſich umgekehrt das Recht allmälig aus der Gewalt hervor. Aber die Gewalt allein reicht nicht weit. Sie iſt nichts als eine Thatſache, die nur da wirkt, wo ſie, ſei es in der Wirklichkeit oder in der Vorſtellung, gegenwärtig iſt. Die Vorſtellung der Gewalt, welche an ihre Wirkung glaubt, auch da wo ſie nicht vorhanden, iſt die Furcht. Durch die Furcht wird die Gewalt zu einer innerlichen Macht, welche den Menſchen bei ſeiner Ueberzeugung faßt. Durch die Furcht wird die Gewalt zur **Autorität**. Auf einer gewiſſen Bildungsſtufe läßt ſich der Menſch bereitwillig von dieſer innerlichen Macht beherrſchen. Wie Allem, was ſich thatſächlich geltend macht, und an dem der einzelne Wille ſich bricht, ſchreibt er der Gewalt einen übermenſchlichen Urſprung zu. So erhält die Autorität und mit ihr die Souveränetät im Staate, welche die Vollkommenheit der Autorität iſt, in der Vorſtellung der Menſchen eine göttliche Quelle, und die geſellſchaftliche Ordnung wird auf die Religion geſtützt. „Alle Obrigkeit (gut oder ſchlecht) iſt von **Gott** verordnet" — iſt der Grundſatz dieſer politiſch-ſocialen Bildungsſtufe. Alle Obrigkeit iſt vom **Volke** verordnet, iſt der Ausdruck des demokratiſchen Syſtems, welches ſich jenem Syſtem der Autorität gegenüber ſtellt; und die Sache ſo in ihrer Tiefe gefaßt, iſt der Uebergang zur demokratiſchen Organiſation der Geſellſchaft nicht nur eine politiſche, ſondern auch eine religiöſe Umwälzung. Doch folgen wir dem Verlaufe der Entwickelung ohne Sprünge.

Der Autoritätsſtaat hat ſelbſt ſehr verſchiedene Entwickelungsphaſen. Zuerſt iſt die Autorität noch eine rein natürliche, wie ſie aus den Verhältniſſen der Familie und des Stammes ſich ergibt. Durch ſie wird der **natürliche Abſolutismus** der patriarchaliſchen Gewalt gegründet, von der des Vaters bis zu der des Stammes- und Racen-

häuptlings. Dann, wenn das natürliche Verhältniß nicht ausreichen will, wird der vermeintliche göttliche Ursprung der Gewalt zu Hilfe genommen. Es entsteht der geistliche Absolutismus des souveränen Hohenprieſterthums, von welchem der Verſuch gemacht wird, die Wirklichkeit im Namen der Geſetze eines weltumfaſſenden Syſtems der Einbildung zu regieren. Aber die Wirklichkeit ſträubt ſich gegen dieſe Herrſchaft der Einbildung und des Glaubens, und die Welt ſieht ſich von zwei entgegengeſetzten Principien ergriffen und in die wechſelnden Stellungen ihres mächtigen Kampfes geriſſen. So entſtehen die Doppelformen der geiſtlich-weltlichen Autorität: die Gliederungen des Kaſten-, Stände- und Zunftweſens, das Lehensweſen und die ganze Erblichkeit, nicht nur der Rechte, ſondern auch der Pflichten. Im alten Aegypten, und in Indien bis auf die neuere Zeit herab, iſt dieſes Syſtem am vollſtändigſten zur Entwickelung gekommen. In jenen reinen und ausgebildeten Formen müſſen wir den Schlüſſel zum Verſtändniß einer politiſch-ſocialen Ordnung ſuchen, unter deren Herrſchaft die Welt Jahrtauſende hindurch geſtanden hat, und die von den Gegnern der Bewegung unſerer Tage für ewig gehalten wird, obgleich der Boden derſelben ihnen unter den eigenen Füßen ſchwindet. Denn in der Erblichkeit der ehrenhafteſten und unehrenhafteſten Beſchäftigungen — der des Regenten und der des Scharfrichters — iſt nur ein kleiner Ueberreſt jenes weltbeherrſchenden Autoritätsſyſtems auf unſere Zeit gekommen. Endlich neigt ſich der Kampf des geiſtlichen und weltlichen Princips auf Seite des letzten, und die eingebildete Welt muß ſich unter die Herrſchaft der Wirklichkeit beugen. Es entſteht der weltliche Abſolutismus, die Form, welche jederzeit der Autoritätsſtaat annehmen muß, wenn eine einzelne Religion in Verfall begriffen iſt, ohne daß die Religion überhaupt ihre myſtiſche Geſtalt verloren hat. Für uns iſt dieſe Stufe mit der proteſtantiſchen Fürſtenmacht erreicht worden; im ruſſiſchen Zarenthum hat ſie eine etwas andere Form gefunden, ohne jedoch weſentlich eine andere zu ſein.

So ſind die Entwickelungsphaſen des Autoritätsſtaates durchlaufen; mit der Idee der menſchlichen Selbſtangehörigkeit entſteht der Rechtsſtaat, und die Einheit des Willens in der Geſellſchaft wird aus der Verſtändigung des freien Willens der Einzelnen, als ſelbſteigene Mitglieder einer freien Gemeinſchaft abgeleitet. Der Rückgang auf dieſe rein menſchliche, von jedem Myſticismus befreite Quelle der

Souveränetät, kurz die Befreiung von dem politiſchen Aberglauben, iſt die Entſtehung des demokratiſchen Staates.

Für den klar bewußten Menſchen haben Recht und Macht ihren alleinigen Urſprung in der Verſtändigung des freien Willens und in der freien Vereinigung der Kräfte aller Einzelnen, welche eine Staatsgeſellſchaft ausmachen. Dieſe Ableitung der Souveränetät aus dem Willen Aller iſt der welthiſtoriſche ſittliche Fortſchritt unſerer Zeit. Die Menſchheit fängt an ſich ſelbſt als ihren eigenen Herrn und Meiſter zu fühlen, und in ihrer eigenen Natur die Geſetze der ſittlichen Ordnung zu finden. Dieß iſt der wahre Sinn der Volksſouveränetät. Die Volksſouveränetät iſt die Souveränetät welche aus dem freien Willen aufgeklärter Menſchen entſpringt, während die Fürſtenſouveränetät ſich aus dem politiſch-religiöſen Aberglauben herleitet. Damit aber dieſer Aberglaube, einmal zerſtört, nie wieder Platz greifen kann, muß man ſich klar machen, auf welche Weiſe die Verſtändigung und Einigung des Willens in der demokratiſchen Staatsgeſellſchaft vor ſich geht.

Gelingt es in dieſer eine vollſtändige Uebereinſtimmung aller Willensmeinungen herzuſtellen, ſo hat das Volk keine Mehrheit und keine Minderheit, und die Souveränetät iſt die unmittelbare Einheit des Willens und der Macht Aller. Wie aber, wenn dieſe Uebereinſtimmung nicht zu erzielen iſt? Das iſt die große Frage in den Hauptformen des politiſchen Lebens. Für den Abſolutismus des Autoritätsſtaates freilich beſteht dieſe Frage nicht. Er läßt ſich auf keine Ueberzeugungen, auf keine Willensmeinung der Einzelnen ein. Er verlangt Gehorſam, Unterwerfung. Wie aber, wenn es ihm nicht mehr gelingt, ſich dieſe zu verſchaffen? — die ſittliche Weltordnung iſt dann zu Ende! ſagen die Männer der Autorität. — Die ſittliche Weltordnung fängt dann erſt an! ſagen die Männer der Freiheit.

Wenn nach dem Sturze der Autoritätsherrſchaft zwiſchen zwei Parteien des Staates eine Meinungsverſchiedenheit herrſcht, ſo iſt klar, daß entweder die Staatsgeſellſchaft auseinander gehen, oder daß eine Partei der andern nachgeben muß, und das natürliche Gefühl findet, daß das Nachgeben die Pflicht der Minderheit ſei. Aber man verſtehe die Sache nicht falſch. Die Pflicht des Nachgebens hat nur einen praktiſchen Sinn und iſt an gewiſſe Bedingungen geknüpft, und keiner Minderheit kann es verdacht werden, wenn ſie alles thut was ſie vermag, um ihre Gegenpartei zu bekehren und damit ihre eigene Meinung durchzuſetzen, und wenn ſie, ſobald man ihr die natürlichen Bedingungen

nicht erfüllt, unter denen ſie vernünftiger Weiſe nur nachgeben kann, ihr Heil auf einem andern Wege ſucht. Es iſt ganz richtig, was die Gegner der Volksſouveränetät ſagen, daß die Mehrheit ſehr wohl Unrecht und die Minderheit Recht haben kann. Was iſt aber zu thun, wenn die Mehrheit ſich von ihrem Unrecht nicht überzeugen kann? Was anders, als in der Discuſſion über die Sache fortzufahren! Es gibt für eine Minderheit kein anderes friedliches Mittel, ihr Recht geltend zu machen, als das, die Mehrheit zu belehren und aufzuklären. Die freieſte Anwendung dieſes Mittels kann ohne die größte Ungerechtigkeit keiner Minderheit vorenthalten werden. Aber was iſt zu thun, bis ſie ihren Zweck erreicht hat, da doch das Leben des Staates nicht unterdeſſen ſtill ſtehen kann? — Was anders, als der Mehrheit die praktiſche Herrſchaft, der Minderheit aber das Recht der theoretiſchen Ausbreitung ihrer Anſichten zu laſſen! Die Volksſouveränetät alſo iſt die praktiſche Herrſchaft der Majoritäten und die theoretiſche Freiheit der Minoritäten, oder vielmehr Aller, und alſo auch jeder Minorität.

Es handelt ſich bei dieſer Herrſchaft durchaus nicht darum, wer in Wahrheit Recht hat, denn wer ſoll es entſcheiden, da jede Entſcheidung den Schiedsrichter nur zu der Partei ſtellen würde, für die er entſcheidet. Es kommt vielmehr darauf an, weſſen Wille geſchehen ſoll, ſo lange man noch nicht weiß wer Recht hat, und politiſch genommen weiß man es nie, ſo lange noch zweierlei Anſichten über eine Sache vorhanden ſind. Die Minderheit gibt nach, nicht weil ſie ſich von der Mehrheit hat überzeugen laſſen, ſondern weil es ihr noch nicht gelungen iſt, die Mehrheit zu überzeugen. Sie muß ſich, wenn ſie ihre Sache nicht aufgeben will, dieß weiter angelegen ſein laſſen. In der nothwendigen Verbindung der beiden Rollen, welche die Mehrheiten und Minderheiten im Staatsleben ſpielen, liegt die nächſte Erläuterung der Volksſouveränetät, und dieſe Verbindung gehört zu den Grundlagen des demokratiſchen Staatsrechts.

Wenn man ſich in dieſem Augenblicke die Frage aufwirft, was der Gewinn iſt, den das Volk dem bisher durchlaufenen Theile ſeiner Revolution verdankt, ſo findet man, daß er faſt nur in der Anerkennung des Gedankens der Volksſouveränetät beſteht. Die wirkliche Lage des Volkes hat ſich nirgends weſentlich verbeſſert, und den Forderungen, in welchen ſein richtiger Inſtinkt die Grundzüge einer demokratiſchen Staatsordnung niedergelegt hat, iſt nur zum kleinſten Theile Genüge geſchehen. Aber mit den Gedanken der Volksſouve-

ränetät iſt die Bedingung des Beſſerwerdens gewonnen. Der fieberhafte Zuſtand, von welchem der Uebergang in eine neue politiſche Ordnung unvermeindlich begleitet iſt, darf uns nicht abhalten, an dem gewonnenen neuen Princip mit der ſtrengſten Conſequenz und der wachſamſten Eiferſucht feſtzuhalten, und je ſtrenger und wachſamer wir ſind, je weniger wir den Feinden der Freiheit irgend etwas, ſei es auch noch ſo geringfügig, hingeben laſſen, was unſer Princip der Volksſouveränetät beeinträchtigt, je rückhaltloſer wir uns allen Folgerungen deſſelben, und der ganzen zu ſeiner praktiſchen Entwickelung und Durchführung gehörigen Bewegung überlaſſen, kurz je revolutionärer wir ſind, deſto ſchneller und glücklicher wird das Fieber überſtanden ſein.

Was folgt nun hieraus in Bezug auf die monarchiſche Staatsform, unter deren Herrſchaft wir uns noch befinden? Dieß iſt eine wichtige Frage, auf welche wir eine klare Antwort haben müſſen, wenn ein bewußtes Fortſchreiten möglich ſein ſoll.

Der weſentliche Charakter der Monarchie, in dem gewöhnlichen hiſtoriſchen Sinne des Wortes, beſteht, der Demokratie gegenüber, nicht in dem Umſtande, daß ein Einziger an der Spitze des Staates ſteht, ſondern ſie beſteht in der rechtlichen Stellung dieſes Einzigen. Hat man dieſes richtig verſtanden, ſo begreift man, daß es Uebergänge von der Monarchie zur Republik gibt. Der weſentliche Charakter der Monarchie beſteht, der Demokratie gegenüber, nicht in dem Umſtande, daß ein Einziger an der Spitze des Staates ſteht, ſonſt wären die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Monarchie zu nennen, und der alte republikaniſche Bund der Eidgenoſſenſchaft hätte ſich mit ſeiner neuen Bundesverfaſſung gleichfalls in eine Monarchie verwandelt. Die Einheit der höchſten Magiſtratur des Staates im *Gebiete der ausübenden Gewalt* widerſpricht nicht im Geringſten der Demokratie; — ja der Fortſchritt in der Demokratie iſt die Urſache, durch welche die Schweiz ſich zu dieſer *ſcheinbaren* Annäherung an das monarchiſche Syſtem getrieben ſieht. Die Demokratie duldet nicht nur, ſondern ſie *verlangt* ſogar einen Einzigen, und einen Einzigen mit ſehr ausgedehnter Vollmacht, an der Spitze des Staates, eine Thatſache die allerdings gefährlich iſt, da von ihr das leichte Umſchlagen einer unbeholfenen Demokratie in den Deſpotismus abhängt, eine Thatſache, die uns aber nicht abhalten muß, in unſerem demokratiſchen Syſteme conſequent zu ſein. Mit einer collegialiſch geordneten Staatsregierung, der

natürlichen Form *aristokratischer* Republiken — kann sie nicht wohl bestehen, denn die Macht, welche sie durch die Freiheit Aller verliert, muß durch die Concentrirung der ausübenden Gewalt wieder ersetzt werden. Eine Aristokratie wird durch Eifersucht und Mißtrauen unter ihren Gliedern abgehalten, eine solche Form der Gewalt zu wählen; der Demokratie dagegen ist das allzugroße Mißtrauen fremd, weil sie auf sich selbst vertrauen kann, und die Eifersuchten der Einzelnen haben wenig Einfluß auf die Beschlüsse und Handlungen der Massen. Daß ein Einziger an der Spitze des Staates steht, unterscheidet die Monarchie von der aristokratischen Republik, oder, noch schärfer aufgefaßt, von der Oligarchie, mit der sie, in gewisser Beziehung, nämlich als eine Form des Autoritätsstaates, auf gemeinsamem aristokratischen Boden steht. Der vom Aberglauben an die Autorität befreiten Demokratie gegenüber, ist der wesentliche Charakter der Monarchie der, *daß der Einzige im Besitze der Souveränetät* ist. Dieser Punkt ist der, wo sich Monarchie und Demokratie als Feinde auf Leben und Tod gegenüber stehen. Die Monarchie ist ohne einen göttlichen, die Demokratie ohne einen menschlichen Ursprung des Rechtes und der Macht undenkbar, — die Monarchie undenkbar ohne die *Fürstensouveränetät*, die Demokratie undenkbar ohne die *Volkssouveränetät*. Nimmt man aber dem Monarchen sein göttliches Recht und seine aus diesem abgeleitete Souveränetät, so kann er sehr wohl als Chef der ausübenden Gewalt an der Spitze des Staates bleiben, und von einem Recht mehr oder weniger, wenn es nur kein Souveränetätsrecht ist, hängt dann das Schicksal des Staates um so weniger ab, als aus der Volkssouveränetät von selbst die beständige Veränderlichkeit der Verfassung und die letzte Entscheidung des Volkes über jedes Verfassungsgesetz folgt. Ich komme auf diese beiden letzten Punkte zurück. Vorher habe ich noch die Uebergangsformen zu durchlaufen, aus welchen die Geschichte die Brücke von der Monarchie zur demokratischen Republik baut. Es lassen sich vier solche Formen unterscheiden, welche sich als vier Entwickelungsstufen des sogenannten constitutionell-monarchischen Systems betrachten lassen. Man kann diese vier Formen nennen: Die Repräsentativmonarchie, die Vertragsmonarchie, die demokratische Monarchie und die monarchische Demokratie.

Die *Repräsentativmonarchie* entsteht, wenn durch den Fortschritt des Rechtsprincipes das Princip der Autorität nicht in seinem Wesen angegriffen, sondern nur allmälig in die Stellung einer mehr oder

minder leeren Symbolik zurückgetrieben wird. Es geht dabei mit dem politischen Aberglauben, wie es mit dem religiösen geht, wenn derselbe nicht durch ächte philosophische Bildung überwunden, sondern nur durch den Realismus der Naturwissenschaften allmälig zurückgedrängt wird. Es bleibt ein dunkler Raum übrig, den der Halbaufgeklärte für unentbehrlich hält, weil das Licht seiner Aufklärung nur im Gegensatze zu dieser Dunkelheit besteht. Aber wie durch die Naturwissenschaften ein Mysterium nach dem andern zu einem gelösten oder ungelösten Problem des vernünftigen Denkens wird, so wird durch die fortschreitenden Begriffe des Rechtes und der Sittlichkeit ein Mysterium der Autorität nach dem anderen zu einem gelösten oder ungelösten Problem der Freiheit. Das Repräsentativsystem sucht die Erhaltung der monarchischen Staatsform dadurch zu bewirken, daß sie den Fürsten zum bloßen Symbol der Souverainetät macht. Diese Form der konstitutionellen Monarchie hat einen Monarchen, der für die Phantasie ein ganzer, für die Wirklichkeit aber gar keiner ist. Wo man auf naive Weise zu diesem Auskunftsmittel gelangt ist, indem auf der einen Seite der politische Realismus mächtig hereindrängte, auf der anderen der politische Glaube noch eine gewisse Wahrheit hatte, da muß diese Form mit dem Anstande beurtheilt werden, die man jeder historisch bedeutenden Erscheinung schuldig ist. Anders ist es, wenn eine raffinirte Reflexion sich dieses Mittels zu einem politischen Taschenspielerstück bedienen will. Dies ist aber der Fall, wenn man jetzt den Versuch macht, mit Bewußtsein Deutschland unter der Form der Repräsentativmonarchie zu constituiren. Es ist das große Geheimniß der politischen Repräsentation, daß der, welcher etwas bedeutet, nichts sein soll, und der, welcher etwas ist, nichts bedeuten soll. Der Monarch ist nach diesem Systeme nichts, aber er bedeutet »die Krone«. »Die Krone« ist nicht das Ding von Gold oder Eisen, welches man sich als die unbequeme Kopfbedeckung der Könige und Kaiser denkt, sie bedeutet nur die souveräne Staatsgewalt. Diese in Wirklichkeit ist das Volk. In diesem System aber ist sie nicht das Volk, sondern sie bedeutet nur das Volk. — Und das Volk? — Nun — das Volk bedeutet nichts, denn es hat nichts zu bedeuten? — In der Gesetzgebung kann dieses System der Täuschung sogar eine republikanische Form annehmen, wie die meisten Verfassungen der Schweizer Kantone das Beispiel darbieten. Der Wille des Volkes soll in diesen Republiken das Gesetz des Staates sein. Aber wie soll man diesen Willen in der That ermitteln? Man läßt dem Volke

gewiſſe Leute wählen, welche das Volk *bedeuten*. Ihr Wille *bedeutet* nun den Volkswillen, und ihre Beſchlüſſe *bedeuten* Geſetze. Das Volk aber und ſein wirklicher Wille bedeutet von da an *nichts mehr*. Wir müſſen ſehr wünſchen, daß uns in Deutſchland auf unſerem politiſchen Bildungswege dieſe Kindereien erſpart werden.

Die *Vertragsmonarchie* begeht nicht den Fehler, daß ſie den Fürſten zu einem bloßen Symbol, zu einem Dalai Lama des weltlichen Aberglaubens machen will. Sie hat mit dem politiſchen Aberglauben ſelbſt gebrochen, aber ſie will nicht mit ſeinen Folgen brechen. Die Macht des Monarchen iſt zwar nur durch dieſen Aberglauben entſtanden, und der Aberglaube iſt geſunken; aber die Macht des Monarchen beſteht nun einmal, und der Widerſpruch zwiſchen dieſer Thatſache und den Forderungen des Rechtsprincips muß gelöſt werden. Dieſe Löſung verſucht man durch die Theorie des Vertrages zwiſchen Fürſt und Volk, — die Theorie der ſogenannten *Vereinbarung*. Das Volk, ſagen die Anhänger dieſes Auskunftsmittels, und ich habe dieſe Lehre erſt kürzlich aus dem Munde eines einflußreichen Mitgliedes des hieſigen Reichstages, der für einen Führer der Tſchechenpartei gilt, vernommen, iſt ſouverän. Aber der Fürſt gehört auch zum Volke! — Mit Entrüſtung weiſen ſie jenen Sprachgebrauch zurück, der eine Kluft bilden will zwiſchen Regierenden und Regierten. Die Souveränetät gehört dem Fürſten und dem Volk, gemeinſchaftlich. Beide müſſen ſich alſo über den gemeinſamen Beſitz verſtändigen, oder, wie man es nennt, *vereinbaren*. — Unvergleichliche Weisheit! — Weil der Fürſt zum Volke gehört, darum ſoll er einen Antheil an der Souveränetät haben? Wer wird ihm dieſen Antheil beſtreiten? — Aber wie kommt er dazu, einen größeren Antheil in Anſpruch zu nehmen, als jeder andere Staatsbürger? — Der Antheil des einzelnen Staatsbürgers an der Souveränetät beſteht nicht darin, daß er für ſich *individuell* irgend eine Handlung der Souveränität begehen könnte, ſondern dieſer Antheil beſteht in ſeiner Theilnahme an den gemeinſamen Handlungen Aller, beſteht darin, daß er in den Urverſammlungen zu den allgemeinen Volksbeſchlüſſen mitzuwirken berechtigt iſt. Hat jemals ein Fürſt einen Werth darauf gelegt, als Urwähler aufzutreten, oder in einer Abſtimmung über Annahme oder Verwerfung einer neuen Verfaſſung als Staatsbürger ſich mit ſeiner einzelnen Stimme zu betheiligen? Und wenn es einer gethan, iſt ihm dieſes Recht abgeſprochen worden? Die Souveränetät kann nicht dergeſtalt getheilt werden, daß ein Stück von ihr noch den Charakter

der Souveränetät behielte. Sie kann in ihre Verrichtungen zerlegt werden, aber auch diese in ihrer getrennten Besonderheit sind nicht mehr die Souveränetät selbst. Nur in der Vereinigung der Staatsgewalten hat sie ihr Bestehen, und diese Vereinigung kann entweder nur im Fürsten oder nur im Volke vorhanden sein. Räumt man einmal dem Volke die Souveränetät ein, so ist die Souveränbtät auch nur da, wo die drei Gewalten ungetheilt und uranfänglich vorhanden sind, nur in der Gesammtheit des in seinen Urversammlungen beschließenden und seine Beschlüsse zu einem General-Beschlusse zusammentragenden Volkes. Räumt man aber dem Volke Ansprüche auf die Souveränetät ein und dem Fürsten eben solche, so befindet sich der Staat im Zustande eines Krieges zwischen zwei Prätendenten, und die sogenannte Vereinbarung ist nicht ein Act des Staatsrechts, sondern ein Friedensschluß, oder vielmehr ein Waffenstillstand zwischen den beiden kriegführenden Mächten; denn der Krieg muß unfehlbar später von Neuem ausbrechen.

Die demokratische Monarchie stützt sich auf einen andern Vermittelungsversuch. Das Volk ist souverän, sagen auch die welche auf diese Weise mit den Gegensätzen fertig zu werden glauben. Aber wenn es der Wille des souveränen Volkes ist einen Fürsten zu haben, so ist die monarchische Staatsform eine Folge der Volkssouveränetät, und die Monarchie mit Recht eine demokratische zu nennen. Dieser Fall, sagen sie, ist aber nicht nur denkbar, — nein, er ist wirklich vorhanden, und ist in Deutschland vorhanden. Die demokratische Monarchie ist also die für Deutschland jetzt einzig mögliche Staatsform. — Hiergegen ist einzuwenden, daß auf diese Weise unter Umständen auch der absoluteste Despotismus zu den demokratischen Staatsformen gerechnet werden müßte; denn es hat Völker gegeben und gibt noch Völker, in denen er durchaus mit dem allgemeinen Willen besteht. Eine im Volke beliebte Staatsform ist noch keine demokratische. Jede Staatsform, welche sie auch sei, hat eine Zeit der Blüthe, in der sie dem öffentlichen Bewußtsein entspricht. Aber diese Zeit geht vorüber, und es tritt eine Uebergangszeit ein, in der es zweideutig ist, was das Volk eigentlich will. Wäre der veränderte Volkswille so ganz klar, so dürfte man ja nur abstimmen lassen. Man hat es in Baden gewünscht, um zu erfahren, ob das Volk für Monarchie oder Republik sei. Aber nicht nur widersetzt sich die bestehende Macht einer solchen Entscheidung, weil sie sich wohl auf den Volkswillen stützen möchte, wenn er für sie, aber nicht ihm nachgeben, wenn er gegen sie ist: — nicht nur

zeigt ſich auf dieſe Weiſe die Unſicherheit der Behauptung, ſondern ſelbſt die Entſcheidung der Mehrheit für die Monarchie würde noch nichts über ihre wahre Popularität entſcheiden. Es gibt immer eine große Zahl von Menſchen, die etwas ſehnlich wünſchen, aber nicht um den Preis, für den es unter gewiſſen Umſtänden allein zu erlangen iſt. So können Millionen für die Republik ſein, die dennoch gegen die Einführung der Republik ſind, weil der Uebergang ihnen zu viele Opfer zu koſten ſcheint. Die Monarchie hat darum kein Recht zu behaupten, daß ſie ſelbſt bei dieſen noch beliebt ſei. Man hat die Erhebung bewaffneter Minoritäten ein Attentat gegen das demokratiſche Princip genannt. Hier iſt der Punkt, wo ſich ſolche Verſuche in das richtige Licht ſtellen laſſen. Eine Partei, die ſich mit den Waffen in der Hand erhebt, wie die Badiſchen Republikaner, glaubt eben, daß ſie nur ſcheinbar die Minorität, in Wahrheit aber die Majorität ſei. Sie kann ſich darin ſehr wohl irren, allein die, welche das Gegentheil behaupten und aus dem äußeren Schein auf den inneren Sachverhalt ſchließen, können ſich eben ſowohl irren. Selbſt die, welche gegen eine ſolche aufſtändige Partei die Waffen ergreifen, können ſehr wohl im Innerſten ihres Herzens *für* dieſelbe ſein. Sie urtheilen nur anders über das Verhältniß der Mittel zum Zwecke. Die einen halten den Zweck *jeder* Gefahr werth, die anderen entſcheiden ſich praktiſch für die Seite, auf der ſie die *geringere* Gefahr ſehen, auch wenn ſie in der Theorie der anderen Seite Recht geben. Legt ihnen hier die fertige Republik und da die fertige Monarchie vor: ſie wählen die erſte; — verlangt von ihnen ſie ſollen ſich dieſelbe mit Gefahren und Anſtrengungen erkämpfen: ſie wehren ſich für die letzte, ſo lange dieſe Defenſive mit geringerer Gefahr verbunden iſt, als die ihnen zugemuthete Offenſive zu Gunſten der erſten. Die bewaffnete Erhebung einer Partei für ein neues Staatsprinzip iſt alſo gewiſſermaßen eine *praktiſche Abſtimmung*, zu der ſie ihre Zuflucht nimmt, weil durch die theoretiſche die Wahrheit nicht zu Tage kommt. Eine *ganz* theoretiſche freilich, d. h. eine ſolche, aus deren Ergebniß gar keine praktiſche Folgerung gezogen werden dürfte, würde allerdings wahren Aufſchluß über das Verhältniß der Meinungen geben, wenn nur eine ſolche Abſonderung der Theorie von der Praxis möglich wäre. Da ſie aber nicht möglich iſt, ſo ſagt man nicht freiwillig die volle Wahrheit, weil man ihre unangenehmen Folgen fürchtet. Eine bewaffnete Erhebung hat nun den

Zweck, die unangenehmen Folgen, kurz alle die thatsächlichen Nebenverhältnisse, welche der Wirkung des reinen Wesens der Sache Eintrag thun, mindestens auf beiden Seiten gleich zu stellen; denn erst wenn die unangenehmen Folgen, die es nach sich zieht, bei der Monarchie zu bleiben, eben so groß sind, wie die, welche es nach sich zieht, zur Republik überzugehen, erst dann ist den Menschen die Zunge gelöst und eine Emanzipation der gefangen gehaltenen wahren Meinung über die Sache eingetreten.

Man sieht also, wie kitzlich es ist, von der Popularität der Monarchie zu sprechen. Sie ist schwer zu ermitteln, und noch schwerer ist es, die scheinbare von der wahren zu unterscheiden. Unter allen Umständen aber ist Popularität nicht mit demokratischem Charakter zu verwechseln. Ein Volk, welches auf die Freiheit keinen Werth legt, ist kein freies Volk. Ein Recht, von dem man keinen Gebrauch macht, ist mindestens suspendirt; und so ist die Souverainetät eines Volkes suspendirt, welches sich aus souverainem Willen entschließt, nicht souverain zu sein. Es ist ganz richtig, daß es das Recht hat, sich zu jeder Zeit eines Bessern zu besinnen, denn die Souverainetät ist das unveräußerliche Recht eines Volkes, welches jeder Zeit zurückgefordert werden kann. Ein Volk, welches sich freiwillig einen souverainen Regenten setzt, will nur ein Wenig schlafen, und hat das Recht aufzuwachen, sobald es nicht mehr müde ist. Wie aber, wenn der Regent, der damit die Rolle eines ziemlich zweideutigen Nachtwächters übernimmt, die Mittel findet, den Schlaf des Schläfers zu verewigen? oder die Mittel, den Schläfer so zu fesseln, daß er sich nach dem Erwachen nicht rühren kann? — Der Mensch hat das Recht, Thorheiten zu begehen; wenn sie aber so groß sind wie diese, pflegen sie sich in der Regel sehr hart zu bestrafen! — Die demokratische Monarchie ist eine fürstliche Diktatur auf unbestimmte Zeit, — als freie Wahl des Volkes die größte aller Thorheiten.

So kommen wir zur letzten Uebergangsform, die ich die monarchische Demokratie genannt habe. Ihr Verhältniß zur Freiheit ist ein anderes als das der vorhergehenden, denn die monarchische Demokratie steht schon auf Seite der Republik. Mit dem Eintritt in diese Form hätte die Freiheit auf dem Wege ruhiger Entwickelung gesiegt.

Die monarchische Demokratie nämlich könnte sehr wohl einen Fürsten mit sehr ausgedehnten Befugnissen an der Spitze haben,

dieſe müſſen ſich nur ſtreng auf die Verrichtungen der ausübenden Gewalt beſchränken. Die Grenzen dieſer Befugniſſe wären dann keine Frage des Princips, ſondern nur eine Frage der Zweckmäßigkeit innerhalb des Princips. Dieſe Zweckmäßigkeit würde freilich es wünſchenswerth machen, wie es auch für den Fürſten ehrenvoller ſein würde, daß er ſich nicht hinter verantwortliche Miniſter verſteckte, ſondern ſelbſt die Verantwortlichkeit ſeiner Handlungen übernähme. Wo jedoch das Volk ihn aus gemüthlichen Rückſichten mit dieſer Zumuthung verſchonen wollte, würde ein gutes Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter auch ausreichen. Und wenn dann auf dieſe Weiſe das Princip der Volksſouverainetät unzweifelhaft feſtſtände, ſo würden drei große Conſequenzen aus demſelben zu ziehen ſein: 1) die freieſte Selbſtverwaltung der Gemeinden als unterſte Grundlage eines demokratiſchen Zuſtandes; 2) das Recht der beſtändigen Verfaſſungsveränderung auf Antrag jedes Mitgliedes der Geſetzgebungsbehörde, ſowie auf Antrag der beiden anderen Staatsgewalten, und 3) das Veto des Volkes für jede neue Verfaſſung, wie für jeden ſpäteren neuen Verfaſſungsparagraphen. Eine ſolche monarchiſche Demokratie wäre eine Monarchie nach dem Willen des Volkes, und auf dieſen berufen ſich ja gegen uns die Männer der conſtitutionellen Partei.

Wollten die, von denen der Gang der politiſchen Bewegung in Oeſterreich abhängt, dieſen Weg einſchlagen, ſo könnten ſie einem gewaltſamen Bruche vorbeugen, der auf andere Weiſe unfehlbar kommen wird.

Sie würden ſodann mit dieſem ſtaatsrechtlichen Auskunftsmittel die völkerrechtlichen Pläne verbinden müſſen, deren Umriſſe ich im erſten Theile meiner Broſchüre gezeichnet habe, und könnten auf dieſe Weiſe die öſterreichiſch-deutſche Frage im Intereſſe von Europa einer Löſung näher führen, bei welcher auch die Stadt Wien nicht zu Grunde gehen, ſondern zu ungleich höherer Blüthe und Bedeutung gebracht werden würde.

Die deutſche Centralgewalt aber ſollte den Ereigniſſen weiter abwärts an der Donau, welche uns in Kurzem näher rücken werden, die ſchleunigſte und ernſteſte Aufmerkſamkeit widmen, und alles thun, was ſie vermag, — und wenn ſie das Rechte thut, vermag ſie etwas, — um Vorgängen ein Ziel zu ſtecken, die durchaus nur zu zweierlei führen können, entweder zu einer zweckloſen Verwüſtung von Ländern, die ein glücklicheres Schickſal verdienen, und mit denen wir

zu beiderſeitigem Nutzen, in freundſchaftlichen Bundesverhältniſſen ſtehen könnten, oder zum Verluſt aller öſtlichen deutſchen Länder an ein neuentſtehendes Slavenreich, wenn nicht zu etwas viel Schlimmerem.

Man verſtehe mich, indem ich dieſe Möglichkeiten berühre, nicht falſch. Gelingt es den West- und Südſlaven, Staaten zu bilden, in denen ſie durch ihre Mehrzahl dominiren, ſo habe ich nichts dawider; nur ſeien dieſe Staaten nicht der Boden, aus welchem neue Dynaſtien emporwachſen oder alte eine ſie verjüngende Nahrung ziehen, und wenn ſie irgendwo der bedrückte Theil waren, ſo mögen ſie nicht darin ihr Recht ſuchen, daß ſie das Verhältniß umkehren, ſondern in der Herſtellung eines wirklich gerechten Zuſtandes. Ich rufe auch nicht den Slaven zu: kommt zu uns Deutſchen! — denn ich weiß, daß wir keinen Ueberfluß an Freiheit beſitzen, aus dem wir andern Völkern mittheilen könnten. Ich habe nichts dawider, daß die Slaven uns das Umgekehrte zurufen: kommt zu uns Slaven, hier bei uns iſt die Demokratie! — Sie mögen nur ſich bemühen, dazu ein Recht zu haben. Das Volk, welches zuerſt ſeinen Nachbarn die Freiheit bieten kann, darf ſich als den Kern betrachten, um welchen ſich das politiſche Leben ſeiner Nachbarn in kryſtalliniſchen Formen anſetzt. So ſei dies alſo der Wetteifer der Nationalitäten, einander in der Initiative zuvorzukommen. Kommen die öſterreichiſchen Slaven uns Deutſchen in dieſem Sinne zuvorkommen, ſo mögen ſie ein Slavenreich gründen, dem wir uns anſchließen. Gelingt es uns, ihnen zuvorzukommen, ſo ſei es umgekehrt. Aber bisher hat die Mehrheit der Slaven im Wiener Reichstage, trotz aller Privatverſicherungen ihrer Notabilitäten, nicht bewieſen, daß ſie mit uns in den Freiheitsbeſtrebungen zu wetteifern gedenken, und ihre Animoſität gegen die Magyaren gibt ihnen in der That eben ſo wenig das Recht, ſich für Fahnenträger der Freiheit auszugeben. Von Jellachich und den Sympathien für ihn will ich gar nicht reden. Die Zukunft muß enthüllen, was hinter der Rolle, die er ſpielt, verborgen iſt. Schützen aber die öſterreichiſchen Slaven die gerechten Intereſſen ihrer Nationalität vor, ſo habe ich in dieſen Blättern einen Weg gezeigt, auf welchem dieſe Intereſſen mit den unſrigen vereint werden könnten. Es koſtet einen einzigen Schritt, um dieſen Weg zu betreten. —

Monarchie oder Republik?

Ein Urtheil,

von

Julius Fröbel.

Aus der Deutschen Volkszeitung besonders abgedruckt.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1848.

Für Fürstenmacht, für Volksrecht?
Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder!

Sallet.

Monarchie oder Republik?

Mannheim, 7. April. Während die Forderungen des Volkes in allen Theilen Deutschlands solche sind, welche entweder unaufhaltsam zur Republik führen, oder die Republik sogar schon voraussetzen, — während das vorberathende Parlament in Frankfurt, indem es der künftigen constituirenden Nationalversammlung alle Rechts- und Machtvollkommenheit zugesprochen und diese aus dem Willen des Volks abgeleitet, schon thatsächlich die deutsche Republik eingeleitet hat: gibt es Menschen, die noch vor dem bloßen Worte der Republik erschrecken. Männer, welche vorgeben, die Sache zu wollen, verlangen, daß man der Sache nicht ihren rechten Namen gebe. Das Volk, sagen sie, schreckt vor dem Namen zurück, weil es ihn nicht versteht. — Nun wohl, antworten wir, so wollen wir den Namen erklären, indem wir zeigen, daß er gerade die Sache bezeichnet, die vom Volke verlangt wird. — Aber auch gegen diese offene, ehrliche Belehrung des Volkes thut man uns von gewisser Seite Einsprache. — Dieselben Männer, welche das Volk für reif halten, seinen Willen durch unmittelbare Wahlen geltend zu machen, halten es für unreif, sich über die entscheidenden Grundsätze des Staatsrechts belehren zu lassen.

Gestehen wir es offen, wir mißtrauen allen Volksfreunden, welche uns Vorsicht in den Erörterungen über die Republik empfehlen, während sie unter guten Freunden sich selbst für Republikaner erklären, — wir mißtrauen diesen politischen Stillen im Lande, — diesen vorsichtigen Privat-Republikanern. Wir weisen die Zumuthung einer neuen Bevormundung des Volkes zurück, und halten es für Pflicht, offen und ehrlich mit der Sprache herauszugehen. So verstehen wir die Achtung vor dem Volke.

Die Widersprüche, in welche sich diese Menschen verwickeln, sind nicht schwer zu erklären. Wäre in dem allge-

meinen Aufschwunge des Volksgeistes die unterste Volksklasse, das Proletariat, der vierte Stand — oder wie man diesen bisher vergessenen Theil der Nation nennen will — nicht mit betheiligt, so würde man einen ganz andern Muth haben. Auch das deutsche Spießbürgerthum (die deutsche Bourgeoisie) würde sich dann für die Republik erklären, natürlich für die Spießbürger-Republik, von der die unterste Volksklasse ausgeschlossen bliebe. Was bisher die Fürsten einzeln gethan haben, das würden dann die selbstsüchtigen Bürger des Mittelstandes, zu denen der Adel herabsteigen müßte, in Compagnie thun. Die Fürsten hatten ihre Unterthanen, unsere republikanischen Kramer würden dann ihre leibeigenen Arbeiter haben. Aber die Aussichten in die Zukunft sind nicht so günstig für das ausschließliche Emporkommen einer solchen Spießbürger-Aristokratie. Sind wir mit dem Geburtsadel und dem Beamtenadel fertig, so werden wir dafür sorgen, daß wir nicht den Krämer- und Wechseladel zur Herrschaft kommen lassen, welcher, womöglich, noch schlechter ist, als beide andere Adelsformen. Auch diese indessen haben ihre heimlichen Republikaner. Eine Adelsrepublik — wie süß für manchen Junker mag der Gedanke sein! — eine Beamtenrepublik — wie bequem für die Kaste unserer Bureaukraten! — eine Spießbürger-Republik — wie erbebend für egoistische Kramer und Bankiers! — Aber eine Republik des ganzen Volks, — ein wahrer Freistaat — in welchem es sich nicht um einzelne Freiheiten, sondern um die ganze, volle, einzige Freiheit für Alle handelt, — eine Republik, die das aus den sittlichen Forderungen der Menschenrechte hervorgegangene Gebäude der gesellschaftlichen Freiheit ist, — kurz die sociale Republik ist allen drei erwähnten Klassen in gleichem Grade ein Gräuel.

Wenn uns also ein Mann sagt, daß er für sich im Stillen Republikaner sei, ja schon lange es sei, weil er einsehe, daß die Republik die einzige des Menschen würdige, daß sie die edelste, die vollkommenste, die höchste Staatsform sei, daß das deutsche Volk aber noch langer Zeit bedürfe, um für diese Staatsform reif zu werden, so nehmen wir nicht den geringsten Anstand, ihn für einen Egoisten zu halten, der nur darum die Republik jetzt nicht will, weil er sie nicht für Alle will, weil er gern warten möchte, bis in die untersten Schichten der Gesellschaft jene Ruhe der Stumpfheit und des sittlichen Todes zurückgekehrt ist, auf welche die höheren Stände bisher ihr Wohlergehen gegründet haben. —

Gern möchte man die Republik, denn man weiß, daß man sich in ihr wohl befinden würde, man weiß, daß sie die höchste Ehre ist, die ein Volk erwerben kann, aber man möchte diese Vortheile in ausgewählter Gesellschaft genießen. Man erklärt sich laut für Volksherrschaft ohne Republik, weil man damit die Volksherrschaft unmöglich macht, — und man erklärt sich heimlich für die Republik mit dem stillen Vorbehalt, daß sie jedenfalls keine volksthümliche sein dürfe.

Wer also kein offener Republikaner ist, der ist auch kein Demokrat, kein wahrer Volksfreund, und wenn er auch, wie der Fürst von Hohenlohe-Oeringen und viele andere Herren vom hohen Adel, sich für die unmittelbaren Volkswahlen erklären sollte.

Die Frage: ob Republik oder Monarchie?" ist zunächst eine allgemeine Frage der grundsätzlichen Politik. Die Frage so gefaßt, muß man den Muth eines Gimpels haben, der mit der Dummheit durch die Welt zu kommen hofft, wenn man, wie ein Herr C. Spies, in Nr. 97 des Mannheimer Journals, die constitutionelle Monarchie für die vollkommenste Staatsform erklärt. Man kann nicht unwissender und nicht dreister über die Sache reden. Wer sich noch mit Gemeinheiten herumtreibt, wie die, daß „die unumschränkte erbliche Monarchie die beste Verfassung sein würde, unter der Voraussetzung und der Bedingung, daß der Monarch der weiseste und beste Mensch seines Volkes, und immer mit weisen und tugendhaften Rathen umgeben wäre" — der hat einen andern Beruf als in solchen Dingen sich zum Lehrer aufzuwerfen. Auch dem Weisesten und Besten wollen wir nicht gehorchen, sondern wir wollen, daß jeder Bürger seinen freien Willen habe, aus dem sich, durch Diskussion und Abstimmung, ein Gesammtwille entwickele. Wie ein Sohn, wenn er zur Mündigkeit gelangt ist, seinen eignen Verstand braucht und seinem eignen Willen folgt, auch wenn der Vater ihn an Einsicht hundertfach übertreffen sollte, so gehen die Bürger eines mündig gewordenen Volkes den Weg ihrer eigenen Einsicht. Ein tüchtiger Mensch macht lieber nach seinem eignen Kopfe einige unangenehme Erfahrungen, als daß er sich unter fremder Vormundschaft ein unfreiwilliges Glück zumuthen läßt. Die Frage ist also nicht, ob das Volk in der Republik glücklicher ist, als unter einem weisen und tugendhaften Monarchen, sondern ob es glücklich sein will nach fremdem oder nach eigenem Kopfe.

Die Republik ist die Staatsform, welche sich auf die Rechts- und Machtvollkommenheit des Volkes gründet. Sie kann also in einer Hinsicht die sein, welche der Jugend der Völker entspricht, weil der Staat naturgemäß aus der Rechts- und Machtvollkommenheit aller seiner Glieder hervorgeht. Sie ist aber auch — und vor allem — die Staatsform der vollendeten sittlichen Reife, des männlichen Alters der Völker. Hiernach hat sie in sich selbst einen großen Entwickelungsgang zu durchlaufen; und wenn sie, so lange höhere Bildung unter den Menschen besteht, als die Staatsform der auserwählten Völker gegolten hat, zu der sich jede andere nur als politische Stümperei ganzer oder halber Barbaren verhalt, so wollen wir doch für unsere Zeit nicht die Republik einer früheren Periode. Ein jedes Volk, welches später die edle Bahn des republikanischen Lebens betritt, hat die Pflicht, von Anfang an seine politische Aufgabe höher zu fassen als die vorhergehenden. Die großen politischen Entdeckungen oder Erfindungen der Nordamerikaner, durch welche die Einrichtungen und Hilfsmittel der Freiheit soweit vervollkommnet wurden, daß der Freistaat jetzt in Völkern von jeder Größe durchgeführt werden kann, während bei dem unvollkommeneren Bau früherer Republiken das eigentliche freie Gemeinwesen nur sehr klein sein konnte, sollen uns zu Gute kommen. Aber wir wollen weiter gehen, als die Nordamerikaner bei Gründung ihrer Gemeinwesen gegangen sind. Wir wollen diese Einrichtungen der Freiheit zum Mittel für die Verwirklichung höherer sittlicher Forderungen benutzen, die den Nordamerikanern zum Theil nur unvollkommen, zum Theil gar nicht klar geworden waren, und deren Verkennung eine Erbsünde ihrer Staatszustände geblieben. Wir wollen die sociale Republik, d. h. den Staat, in welchem das Glück, die Freiheit und die Würde jedes Einzelnen als gemeinsamer Zweck Aller anerkannt ist, und die Rechts- und Machtvollkommenheit der Gesellschaft aus der Verständigung und Vereinbarung aller ihrer Glieder entspringt.

Wer sich in einer Zeit, wie die unserer Tage, an einem solchen edlen Ziele nicht betheiligen mag, ist ein Feigling und unwürdiger Sohn des Jahrhunderts; — wer es besser zu wissen glaubt, ist ein armseliger Thor mit aller seiner Weisheit; — wer es weiß und gegen seine bessere Erkenntniß spricht und handelt, begeht eine Sünde gegen den heiligen Geist der Menschheit.

Dies vom Standpunkte grundsätzlicher Politik. Aber wenden wir uns zu den wirklichen Verhältnissen Deutschlands. Kein Volk ist in dem Grade für die Republik geeignet, wie das deutsche, und dieser Vorzug entspringt uns aus geschichtlichen Verhältnissen, die wir bisher für unser Unglück zu halten pflegten — aus der politischen Zerstückelung. Die demokratische Republik beruht auf dem Grundsatze der Verbündung (Föderation). Ihre Form ist der Bundesstaat. Eine große Schwierigkeit, welche die Franzosen erst zu überwinden haben, ist bei uns von Anfang an nicht vorhanden: wir brauchen uns nicht erst zu gliedern, wir sind schon gegliedert, nur noch nicht auf natürliche, zweckmäßige Weise. Dieser Geist der Selbständigkeit im Einzelnen, der sich in der politischen Zerstückelung ausspricht, macht sich auch in den schon vielfach ausgebildeten Gemeindeverfassungen geltend, welche die wahre Pflanzschule des Republikanismus sind. Dieser Geist durchdringt das ganze deutsche Volk, bis herab in die besondere Lebensweise der einzelnen Menschen. Aber dieser Geist braucht sich seiner nur bewußt zu werden, um sich als den Geist der Republik zu erkennen; und indem er sich jetzt im gemeinsamen Bewußtsein der ganzen Nation zur Klarheit entwickelt, drängt er unaufhaltsam auch zur Form der Republik. Die Mehrheit des vorberathenden Parlamentes in Frankfurt bestand aus Menschen von zu mangelhafter Bildung, als daß sie sich dies hätten klar machen können. Daher ist es gekommen, daß sie, die geraden Gegner der Republik, auf allen Umwegen für dieselbe gestimmt haben.

Das deutsche Volk verlangt einstimmig eine Staatsform, welche die Freiheit nach innen und außen sichert, und nicht die ökonomischen Kräfte des Volkes an die Eitelkeiten einer kindischen Repräsentation verschwendet. Das deutsche Volk verlangt also eine Staatsform, welche die Freiheit mit Kraft und Wohlfeilheit verbindet. Diese Forderung aber führt unausweichlich zur Republik, und damit hat die Republik für Deutschland schon aufgehört freie Wahl zu sein, und ist zu einer unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden. Hierin zeigt sich auch die Reife des deutschen Volkes für diese Staatsform. Im Volksleben wie im Leben des einzelnen Menschen ist das reif, was aus den Bedingungen der ganzen Entwickelung mit Nothwendigkeit hervorgeht.

Jedermann erwartet von einem zukünftigen deutschen Parlament, dem Anker unserer Hoffnungen in den letzten Wochen,

die Erfüllung der erwähnten Forderungen. Das Parlament, sagt man, soll Deutschland im Innern frei und einig, nach außen stark, geehrt und groß machen. Ueberlegen wir, was mit diesen Worten gesagt ist. Um der Forderung zu genügen, die auch von den Gegnern der Republik aufgestellt wird, müßte das Parlament neben seinen gesetzgebenden Befugnissen zugleich die der ausübenden Gewalt haben. Dann aber hätten wir ja schon die Republik, — nur die Republik mit dem Fehler der Vermischung der Staatsgewalten. Dieser Fehler indessen ist der Tod der Freiheit, und wir müssen ihn vermeiden. Treiben uns aber selbst die Forderungen der Gegner zur Republik, und können diese Gegner die Republik nicht aufhalten sondern allenfalls nur verpfuschen, so wollen wir doch lieber den Muth haben, uns frisch für die wohl eingerichtete Republik zu entscheiden. Das deutsche Volk muß sich also neben dem Parlament, als gesetzgebender Behörde, eine besondere oberste Vollziehungsbehörde schaffen. Diese erst entscheidet klar und unzweideutig die Frage der Republik.

In wessen Hände also soll die höchste Vollziehungsgewalt des deutschen Volkes gelegt werden? In die Hände einer herrschenden Familie? In die Hände eines lebenslänglichen Fürsten? In die Hände eines auf Zeit gewählten Obmanns (Präsidenten)? Und soll dieser ein Fürst, d. h. ein Mensch aus einer der bisherigen regierenden Familien sein müssen? oder wird dies nicht für nöthig erachtet? — Das sind die Fragen, welche zu beantworten sind.

Die höchste Vollziehungsgewalt des deutschen Volkes in die Hände einer herrschenden Familie legen, hieße ein erbliches Kaiserthum gründen; sie in die Hände eines lebenslänglichen Fürsten geben, hieße ein Wahlkaiserthum errichten. Deutschland hat beide Systeme schon gehabt. Beide haben sich als unfähig erwiesen, den Bedürfnissen der deutschen Nation zu genügen. Und zeigten sie sich unfähig zur Zeit als sie frisch aus dem Gange der deutschen Entwicklung entsprungen waren, so würden sie sich doppelt unfähig zeigen, wenn man sie aus der Rumpelkammer abgenützter Einrichtungen hervorsuchen wollte. Aber selbst dieser Versuch ist eine Unmöglichkeit. Welche Fürstenfamilie oder welchen Fürsten sollte man wählen? Welcher Mensch aus dieser Klasse könnte sich des allgemeinen Vertrauens der Nation rühmen? — Welche Macht, ferner, sollte ein Kaiser den Fürsten gegenüber haben? — Eine geringe? Dann wäre ja dem deutschen Volke nicht geholfen. — Eine große? Dann würden die Fürsten, so viel sie noch zu

sagen haben, sich gegen ihre Entstehung erheben, und wir hätten dann den Bürgerkrieg, den doch die Gegner der Republik so sehr fürchten.

Wir müssen also auf das Kaiserthum in beiden Formen verzichten, wenn wir den Forderungen der Nation genügen wollen. Und in der That kann auch nur einem Halbnarren im gegenwärtigen Augenblicke das Kaiserthum in den Sinn kommen. — Was ist also zu thun? — Sollen wir etwa die Kaiser- oder Präsidentenwürde unter den Fürsten die Reihe herumgehen lassen, wie die Schweizer bisher ihren Vorort? — Eine Einrichtung, die von den Schweizern soeben abgeschafft wird, weil sie ihnen nicht mehr gut genug ist, sollte uns gut genug sein? — Das geht also auch nicht. — Was bleibt übrig? — Ein Einziges: — Das deutsche Volk muß nicht nur seine gesetzgebende, sondern auch seine ausübende Gewalt volksthümlich ordnen. Es muß an deren Spitze einen vom ganzen deutschen Volke gewählten Landsmann (Präsidenten) stellen. Damit ist aber die Republik entschieden. Ob dieser Landsmann ein Fürst oder ein Bauer, ein Bankier oder ein Handwerksbursch ist, andert nichts an der Sache. Es wird aber kein vernünftiger Grund aufzutreiben sein, zu diesem Amte nur einen Mann aus fürstlichem Stande zu wählen, nicht zu gedenken, daß das Volk schon allenthalben die Abschaffung des Adels verlangt hat, und daß, wenn jeder deutsche Bürger in die höchste gesetzgebende Behörde gewählt werden kann, wie doch von der vorberathenden Versammlung in Frankfurt bestimmt worden ist, es sich von selbst versteht, daß auch jedem der Weg zur höchsten ausübenden Behörde offen stehen muß; denn die gesetzgebende Gewalt ist höher als die ausübende. Bestimmte Fähigkeiten und Kenntnisse werden allerdings für das wichtige Amt erforderlich sein; — wer aber wollte es wagen, zu leugnen, daß in jeder deutschen Stadt viele Männer des Bürgerstandes zu finden seien, die brauchbarer für jenen Posten wären, als unsere freiheitswidrig und volkswidrig erzogenen Fürsten und Prinzen?

Wir müssen also Deutschland republikanisch einrichten, weil uns nichts anderes zu thun übrig bleibt als dieses.

Hier ist die Rede von Deutschland im Ganzen. Die Republik also, von der wir sprechen, ist die Bundesrepublik. Was die einzelnen Staaten betrifft, aus denen Deutschland besteht, so werden einige von ihnen unfehlbar sich bald in Republiken verwandeln; andere werden vielleicht noch eine Zeit lang monarchisch bleiben — das läßt sich nicht mit voller

Bestimmtheit voraussagen. So viel aber ist gewiß: 1) daß die beiden großen Staaten, Oesterreich und Preußen, zum Wohle Deutschlands wie aus inneren Gründen, in ihre Provinzen zerfallen und viele der kleinen Staaten sich mit einander verschmelzen müssen. Der Uebergang von der Monarchie zur Republik wird auf diese Weise erleichtert werden.

Wir sprechen also für eine republikanische Bundesverfassung, unter welcher für den Anfang eine Mischung republikanischer und monarchischer Glieder bestehen möge. Daß der Geist, welcher in der Bundesverfassung herrscht, sich nachher auch in sämmtlichen Gliedern durchsetzen wird, versteht sich freilich von selbst, und die Unverträglichkeit entgegengesetzter politischer Grundsätze in einem und demselben Bundesstaate braucht uns nicht erst bemerklich gemacht zu werden.

Fassen wir nun die Gegner der Republik in's Auge. Sie bestehen aus drei Klassen, welche sind:

1) Die Anhänger der Feudalmonarchie und des Geburtsadels.

2) Die Anhänger der absoluten Monarchie und des Beamtenadels.

3) Die Anhänger der constitutionellen Monarchie und des Geldadels, den man auch den Concurrenz-Adel nennen könnte.

Jede der drei Klassen hat ihre eignen Liberalen. Die Liberalen der ersten Klasse bilden den Uebergang zur zweiten, die der zweiten den Uebergang zur dritten, und die der dritten sind nichts anders als schüchterne Republikaner. Jede dieser drei Klassen hat auch ihre Uebergänge in eine bestimmte Form der Republik. Der Geburtsadel, wenn er sich von der Monarchie loszumachen sucht, strebt nach einer Adelsrepublik mit Patriciat, der Beamtenadel nach einer Beamtenrepublik mit hierarchisch gegliederter Bureaukratie, der Geldadel nach einer Krämer-, Wechsler- und Capitalisten-Republik. Aber alle diese Richtungen gehen sämmtlich auf eine politische Mißbildung aus. Der wahren volksthümlichen Republik sind alle in gleichem Grade feindlich.

Die Gegner der ersten und zweiten Klasse sind indessen der Sache des Volkes nicht mehr gefährlich. Sie sind theils zu verhaßt, theils zu lächerlich, als daß sie irgend eine Hoffnung für die Zukunft hätten, — ja die der ersten Klasse, zu denen der König von Preußen bis auf die Berliner Blutnacht gerechnet werden mußte, sind nur noch Curiositäten des Jahrhunderts, letzte Mohikaner der alten Welt. Die ein-

zigen Gegner, mit denen es sich der Mühe verlohnt ein Wort zu reden, sind die Anhänger der constitutionellen Monarchie und des Concurrenz-Adels.

Die constitutionelle Monarchie — dieses Machwerk einer politisch unfähigen Periode, welche soeben in Frankreich einen welthistorischen Bankrott erlitten — sollte die allgemeine Staatsform des deutschen Volkes werden? — Nimmermehr! — Fassen wir, um uns zu überzeugen, daß dies nicht sein kann, nicht sein darf, dieses politische System etwas näher in's Auge. Die constitutionelle Monarchie ist nichts als die Form eines stillen Krieges zwischen der absoluten Monarchie und der Republik, eines stillen Krieges, der endlich einmal offen ausbricht, und dessen Entscheidung entweder ein Rückfall in jene oder ein Fortschritt in diese sein muß. Die constitutionelle Monarchie ist nichts als eine politische Krisis. Die Ehre, eine besondere Staatsform zu sein, kommt ihr gar nicht zu. Sie hat zwar die besondere Kaste der Geld-Aristokratie mit dem Anhange derselben für sich, die, wie ein spitzbübischer Kriegslieferant, aus diesem Kriege entgegengesetzter politischer Grundsätze ihren Vortheil zieht. Aber unter ihren scheinbaren Anhängern verbergen sich zwei Arten von Feinden: die heimlichen Absolutisten und die heimlichen Republikaner. Diese beiden Parteien sind eigentlich in der constitutionellen Monarchie die wirkenden Mächte. Die besondere Mittelkaste dagegen, deren Vortheil sich in diesem Systeme verkörpert hat, deutet nur den zwischen jenen geführten stillen Krieg für sich aus. Zu den Vortheilen dieser Ausbeutung drängt sich eine immer größere Zahl von Menschen hinzu, bis die Beute nicht mehr ausreicht um Alle zu befriedigen. Neid und Concurrenz in diesem Raubgeschäft zerrütten die Gesellschaft der Räuber, und während sie sich unter einander streiten, fällt der Staat mit Nothwendigkeit entweder den Absolutisten oder den Republikanern in die Hände. Dies ist der Gang der Dinge, welchen Frankreich soeben durchgemacht hat. Und wir sollten das System der Entsittlichung, welches dort, der Welt zum warnenden Beispiel, zur Erscheinung gekommen, für unsre Zukunft wählen? — Nein! — Wie Frankreich, wollen auch wir zur Republik übergehen; aber ohne vorher die achtzehnjährige Periode eines unwürdigen, den Volkscharakter verderbenden Zustandes durchzumachen! — Sage man uns nicht, daß die Niederträchtigkeiten der Regierung Louis Philipps bei uns nicht wiederholt werden müßten. Sie müssen wiederholt werden, weil sie in der

Natur der constitutionellen Monarchie liegen. Die Bestechung und Lüge ist nach der Natur der Sache die Hauptwaffe in dem stillen Kriege, der ihr Leben ausmacht. Wir haben in Deutschland freilich schon constitutionelle Staaten gehabt, und wir können ihnen bisher diese Sünde nur theilweise vorwerfen. Aber diese Staaten hatten bis jetzt noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen. Seit einigen Wochen ist es geschehen. Ist die Monarchie für den Volkscharakter gefährlich, so ist die angegriffene Monarchie doppelt gefährlich. Man kann an der Schlange ruhig vorübergehen, so lange sie nicht gereizt ist. Hat man sie aber einmal getreten, so fürchte man doppelt ihren giftigen Biß. Der Angriff auf die letzten Reste der fürstlichen Macht ist geschehen. Gehen wir nun nicht zur Republik über, so ist die gefährdete Monarchie gezwungen, die nämlichen Mittel zu benutzen, welche Louis Philipp benutzt hat, und gehen wir nicht jetzt sogleich zur Republik über, so müssen wir durch allen den Schmutz der Entsittlichung waden, von dem sich Deutschland zum Theil noch frei gehalten hat, und über kurz oder lang müssen wir dennoch zur Republik kommen. Das deutsche Volk wird dann nicht reifer für die Republik sein als jetzt, sondern umgekehrt, weil die Republik tugendhafte Bürger braucht, und wir auf diesem Wege einen Theil der Tugend unseres Volkes verlieren werden. Es klebt dem politischen Systeme der constitutionellen Monarchie eine ihm eigene Gemeinheit an. Alles was groß und erhebend ist, — Alles worin der Adel der Menschheit zum Vorschein kommt, ist ihm fremd. Und wenn ein Fürst wirklich ein edler Mensch wäre, so müßte er sich leichter entschließen können, freiwillig von seinem Throne herabzusteigen und der erste Bürger einer Republik zu werden, als sich zu der nichtigen Rolle herzugeben, die er in der constitutionellen Monarchie spielen muß. Wer sieht nicht ein, daß die Stellung des Präsidenten einer Republik, der mit persönlicher Verantwortlichkeit für seine Handlungen einstehen muß, unendlich viel ehrenvoller ist, als die eines constitutionellen Fürsten, der entweder ein mit nichtssagender Würde bekleideter Strohmann ist, oder, wenn ihm ein Restchen menschlichen Willens und menschlicher Thatkraft übrig bleibt, sich hinter die Verantwortlichkeit seiner Minister verkriechen muß, welche die Rolle des Prügeljungen in der ehemaligen Prinzenerziehung spielen, der die Schläge bekam, wenn das Prinzchen unartig war? — „Glauben Sie", hat Napoleon zu Sieyes gesagt, „daß irgend ein Mensch von Geist und Charakter sich zu

der verächtlichen Rolle eines Schweines auf dem Miste einer Civilliste hergeben wird?“ — Es ist entwürdigend für den Fürsten wie für das Volk, in einem solchen Verhältniß zu leben. Dies aber ist das Verhältniß des Fürsten in der zur vollen Entwickelung gekommenen constitutionellen Monarchie.

Wenn die Republikaner Frankreich als das Land anführen können, wo die constitutionelle Monarchie ihre niedrigsten Thaten verrichtet hat, so pflegen die Anhänger dieses letzten politischen Systems uns England als das Land vorzuhalten, wo es seine höchsten Thaten vollbracht. Sehen wir aber diesem Beispiele auf den Grund! — England blendet uns durch den Glanz seiner Macht, und Deutschland, welches jetzt nach Macht und ehrenvoller Stellung ringt, könnte sich leicht durch den Glanz verführen lassen. Aber entspricht die englische Staatseinrichtung mit der höchsten Ausbildung der Aristokratie, in der sich Geburtsadel und Geldadel vereinigen, — entspricht die englische Staatseinrichtung mit ihrer ungeheuren Kostbarkeit, — entspricht die englische Staatseinrichtung, die auf den maßlosen Reichthum der Einen und die Armuth und das Elend der Andern gebaut ist, den Forderungen des deutschen Volkes? — Als kürzlich in Frankreich im Namen der Menschenwürde die Schuldgefangenschaft aufgehoben wurde, machte die Zeitung in England, welche am meisten den dort herrschenden Geist vertritt, diese Maßregel lächerlich, und fragte, wie man bei einem Menschen, der Schulden habe, noch von Menschenwürde reden könne? — Ein Land, wo so niedrige und zugleich dumme Grundsätze sich mit so offener Schamlosigkeit aussprechen dürfen, soll Deutschlands Vorbild sein? —

Und wie steht es denn mit dem muthmaßlichen Bestand des jetzigen englischen Staatsgebäudes? Seine nothwendige Fortentwicklung zur Republik hat es schon in Nordamerika dargethan. Was wird aber in England selbst erfolgen? Das Bewußtsein der Schlechtigkeit der Grundsätze, auf welchen die bestehenden Zustände Englands beruhen, ist seit einer Reihe von Jahren in die Masse des englischen Volkes gedrungen. Wer in der Versammlung englischer Chartisten und Socialisten gewesen, der weiß, wie es mit dem Grundbau der englischen Staatsordnung beschaffen ist, und weiß, daß auch England der vollthümlichen Republik unaufhaltsam entgegen geht. Und eine Ordnung, — wenn wir nicht lieber Unordnung sagen wollen — eine Ordnung, der in dem Lande, wo sie heimisch ist, die Tage gezählt sind, soll Deutschland sich zum Muster für seine

Zukunft wählen? — Deutschland will stark sein; und es möchte stark sein wie England. — Aber wer ist in England stark? Die Aristokratie der Geburt und des Geldes! — Auf wessen Kosten ist sie stark? Auf Kosten des gedrückten Volkes! — Wie lange wird sie stark sein? So lange das Volk sich den Druck gefallen läßt! — Und wie lange wird es sich den Druck noch gefallen lassen? Nicht lange mehr! — Wer ist der Erbe der englischen Macht und Größe? Die Nordamerikaner! — Das weiß selbst jeder einsichtige Engländer. Die Nordamerikaner haben auf die englischen Staatseinrichtungen gebaut, und haben es besser gemacht als die Engländer. Wir müssen auf die nordamerikanischen Einrichtungen bauen, und es besser machen als die Nordamerikaner! —

Wäre aber England hundertmal stärker als es ist, was würde seine Macht uns beweisen? Wir halten auch Rußland für mächtig: wollen wir deßhalb bei uns die Knute einführen? — Die englische Macht ist ein Erbtheil aus einer Zeit, wo die englischen Einrichtungen zu den freiesten gehörten, die die Welt aufzuweisen hatte. Diese Zeit ist vorbei, und England selbst, wenn es mächtig bleiben will, muß sich andere Einrichtungen suchen. Und überhaupt — aus der Macht eines Staates auf die Güte seiner Einrichtungen zu schließen, ist nicht weiser als der Schluß von dem Reichthum eines Menschen auf seine Tugend.

Die constitutionelle Monarchie ist ein verlorenes System, welches, wie alles Schlechte, von Anfang an den Keim seines Unterganges in sich selbst hat. Seine bisherige Dauer in England verdankt es seiner Vermischung mit den Resten des Feudalwesens. Diese Vermischung ist der Hauptcharakter der englischen Verfassung. Seine gerühmte Freiheit ist nur eine Freiheit von dem Drucke des Absolutismus und des Beamtenadels, — nur diese einzelne Freiheit, — aber nicht auch die von den Resten des Feudaldruckes und der Geldmacht. — Mit einer solchen Drittelsfreiheit ist einem Volke, welches sich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts frei macht, nicht gedient.

Die constitutionelle Monarchie kann ohne einen Adel nicht bestehen; England hat einen doppelten. Bei uns hat jetzt der Geburtsadel wenig mehr zu bedeuten. Aber wenn die Verfassung von ganz Deutschland nach den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie gebildet werden sollte, so würde aus den Fürsten ein neuer hoher Adel der Geburt entstehen, und auch wir hätten dann den englischen Zustand mit seinem

doppelten Adel. Aber sollte uns auch der Geldadel allein übrig bleiben, so wäre das wahrhaftig nicht besser. Der Geldadel ist eine Wahlaristokratie durch das Mittel der Bestechung. Die constitutionelle Monarchie wird durch ihn zu einem System der Aussaugung der größeren Masse des Volkes zu Gunsten einer sich in Herrschaft erhaltenden Kaste, — die Association einer Bande von Geldspeculanten zur Ausplünderung der übrigen Theile des Volkes, und ihr Fürst ist entweder ein bloßer Popanz, oder er muß sich, wie Louis Philipp, zum Hauptmann und Banquier der Bande machen.

Kann also das deutsche Volk die constitutionelle Monarchie wollen?

Nein!

Will es die absolute Monarchie?

Nein!

Will es die Feudalmonarchie?

Nein!

Was bleibt ihm übrig zu wollen?

Die Republik!

Bei Heinrich Hoff in Mannheim erscheint vom 1. April d. J. an täglich:

Die

Deutsche Volkszeitung.

Herausgegeben von

G. Struve, J. Fröbel, Fr. Hecker, G. Herwegh, Anneke, U. Fendt, J. Jacoby, U. Blum, Holtzendorff, A. Ruge, Bayrhoffer, Willich, E. Pelz (Tr. Welp), H. Wuttke, Simon

und andern bewährten und entschiedenen Volksfreunden.

Die Deutsche Volkszeitung wird als täglich erscheinende Zeitung sein, was der Deutsche Zuschauer als Wochenschrift ist, sie wird entschieden die Sache der Freiheit, des Rechts, der Wahrheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, **die Sache des Volks** vertreten. Die Volkszeitung und der Zuschauer werden sich gegenseitig ergänzen, so zu sagen ein Ganzes bilden.

Auf der Fahne der Deutschen Volkszeitung stehen die

Rechte des deutschen Volks,

deren Erkämpfung ihr Ziel ist.

Sicherheit des Eigenthums und der Person, Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle ohne Unterschied der Geburt, des Standes und des Glaubens ist das Ziel, nach welchem das deutsche Volk strebt.

Der Pränumerations-Preis für das Quartal beträgt hier in Mannheim fl. 2, bei allen badischen Postämtern fl. 2. 20 kr. Bei den auswärtigen Postämtern erhöht sich dieser Betrag um den jeweiligen Postaufschlag.